Preis 50,— Mark. **2. Jahrgang / Nr. 2**

Breslauer Nachtpost

Die mondäne Wochenschrift

Herausgegeben von Ed Golland

Bankkonto: Bank für Handel und Industrie, Depositenkasse A Breslau, Tauentzienplatz 1· | Anzeigenpreis je Millimeter 30,— Mark Man fordere Vertreterbesuch | Redaktion und Expedition: Garvestraße 10 Allen Sendungen an die Redaktion Rückporto beifügen

Die Mädchen unter sechzehn Jahren

Wo gibt es einen guten Happen? Im D-Zug Frühstücksstube u. Wurstfabrik Schweidnitzer-Straße Eingang: Kl. Groschengasse 41.

Lebewelt von einst — Die Entscheidung ist da — Im Boudoir einer schönen Frau

Liebe Leute!

Es ist nachts 3 Uhr. Ich sitze mit dem gähnenden Gruschwitz in der Redaktion und schreibe. Plötzlich draußen ein bekannter Pfiff; ich sehe zum Fenster hinaus, die Taschenlampen flammen auf, ich erkenne einen meiner Mitarbeiter, der gerade auf Nachttour gegangen war, um zu sehen, was es im Breslauer Nachtleben Neues gibt. In drei Minuten ist er im Zimmer, wirft sich abgehetzt auf einen Stuhl, gießt ein halbes Wasserglas Kognak herunter und fängt dann an, mir mein Abendbrot, das noch auf dem Tische steht, wegzuessen. Gruschwitz springt schon vor Ungeduld von einem Bein auf das andere, doch der Reporter kaut erst mit vollen Backen, gähnt dann und zeigt ruhig auf seinen Arm. Jetzt erst sehe ich, daß der Aermel einen klaffenden Riß hat. Und gleichgültig zeigt der noch Kauende den furchbar geschwollenen Arm. Fünf einzelne stark geschwollene Wunden sind zu erkennen. Gruschwitz denkt, daß es Bißwunden seien. Ich sehe, daß es ein Schlagringhieb ist und erkläre mir schon allerhand.

Also der Bericht: Er, der geniale Reporter, geht die Malergasse entlang. Und an einer Straßenecke stößt er mit einem Rowdy zusammen, der schwer betrunken ist und nach ihm schlägt, weil er ihm nicht aus dem Wege geht. Mein braver Jonny, so heißt sehr exotisch der Reporter, stellt sich in Positur und boxt den Penner in den Rinnstein. Der steht auf, fängt von neuem zu raufen an und Jonny boxt ihn wieder runter. Und plötzlich greift der Penner in die Tasche, holt den Schlagring heraus und haut mit aller Wucht zu. Ehe mein braver Reporter sich decken kann, hat er den Hieb sitzen und der Penner rückt im Galopp aus. Und jetzt sitzt der gute Jonny da und kühlt sich mit derselbem essigsauren Tonerde, mit der ich mir vor genau einer Woche die kaputen Beine kühlte, den zerschlagenen Arm. Und dann will er noch durchaus weg und in den Kaschemmen den Kerl suchen, um ihn den Schlag heimzuzahlen. Doch ich bin froh, daß ich ins Bett komme, Gruschwitz gähnt ganz fürchterlich, und es wird nichts aus dem Rachefeldzug. Wutschnaubend zieht der gekränkte Jonny ab und geht in den „Apachenkeller" in der Ernststraße, wo er Kaffee trinken will. Mir persönlich tut es zwar sehr leid, daß der sonst unbesiegbare Boxer Jonny so zugerichtet wurde. Doch es ist nicht der erste und nicht der letzte Hieb, den er bekommen hat. Leid tut mir bloß das Handtuch, das er sich als Verband um den Arm gewickelt hat, und das jetzt endgültig verloren ist, denn was der gute Jonny einmal in Händen hat, behält er. (Ach, wehmutsvoll gedenke ich da eines Zigarettenetuis, einer Schachtel mit hundert Zigaretten, eines seidenen Taschentuches und eines Petschaftes.)

Sonst gibt es nichts Neues. Es ist zum Auswachsen. Die meisten Lokale sind schlecht besucht, die Leute sind alle mißgestimmt, und die Mädels werden von Tag zu Tag dürrer und mießer. Hungerepoche. Es ist überhaupt jetzt ein großer Dalles unter den Leuten. Kein Mensch hat Geld. Ein doppelter Schnaps in der Bar fast fünfhundert Mark, die billigste Flasche Wein einen Tausender, der Schampus acht Mille die Flasche und mehr. Den Leuten fehlt einfach das Geld, das zu bezahlen. Und die Schnapsgeschäfte werden langsam schließen. Die Unkosten sind zu groß und die Einnahmen zu klein. Die Schieberei hat aufgehört, denn es gibt nichts mehr, was man verschieben könnte. Es gibt ja Ware in Hülle und Fülle, und man braucht den Schieber nicht mehr. Den Geschäften geht es mieß, denn das große Publikum kauft nichts. Und das Bargeld fehlt den Kaufleuten. Sonnabend gehe ich in das Geschäft, in dem ich stets arbeiten ließ, wegen eines Anzuges. Soll 160 000 — einhundersechszigtausend — Mark kosten. Man hat sich zwar schon an die großen Zahlen gewöhnt. Aber das ist doch etwas happig. Lieber laufe ich per Taille rum. Das Hemd überm Arm.

Die Nachpost tritt jetzt in den zweiten Jahrgang. Diese Nummer ist die einunddreißigste seit Bestehen meines Blattes. Die „Nachtpost" hat also gezeigt, daß sie Existenzfähigkeit und Existenzberechtigung hat. Der Inhaber der Frühstücksstube „Im D-Zug" zählte vorgestern einen Schweden als Gast, der in Stockholm die „Nachtpost" gelesen hat, für sie schwärmt. Ich habe Abonnenten in der Schweiz und Tschecho-Slowakei, in allen Kreisen und Gesellschaftsklassen liest man die „Nachtpost". Und weswegen? Weil die „Nachtpost" keine endlosen politischen Tiraden bringt wie andere Zeitungen. Die Masse ist mit Politik überfuttert. Man will jetzt etwas anderes als die ewige Politik. Die Nachpost bringt aus dem Leben gegriffenes, bringt das, was jeder selbst beobachten kann, wenn er will. Und wohl kein Verleger steht mit einem großen Teile seiner Leserschaft in so innigem Konnexe, wie es bei mir der Fall ist. Täglich fünfzig private Briefe aus der Leserschaft, teils wichtig, teils unwichtig, ist so der Durchschnitt. Aber wie, wo und wann soll ich das alles beantworten? O, daß ich tausend Bürodamen hätte. Aber die habe ich nicht, sondern muß zum großen Teil die Redaktionskorrespondenz selbst erledigen. Deswegen etwas Geduld, liebe Mitmenschen, wenn ich nicht auf jeden Brief gleich umgehend antworte.

Die „Nachtpost" im zweiten Jahrgang. Ueberall gelesen und überall beliebt, glaube ich von ihr sagen zu können, daß ihr Erscheinen für jeden modernen Breslauer wirklich ein Bedürfnis war. Und ich glaube hoffen zu können, daß die Leserinnen und Leser der „Breslauer Nachtpost" ihrem Blatte weiter treu bleiben werden. Die „Nachtpost" kostet von dieser Nummer ab 50 Mark. Eine Tasse Kaffee kostet fast das Vierfache, ein Glas Bier auch. Ist die Lektüre der „Nachtpost" Ihnen so viel wert wie ein Viertel Glas Bier? Also murren und knurren Sie nicht, daß die Nachtpost „schon wieder" teurer wurde. Die Unkosten, die ich habe, sind zu hoch, das Papier, der Druck, die Löhne zu teuer, als daß die Preiserhöhung sich hätte umgehen lassen können. Deswegen keine Feindschaft, liebe Leserschaft. Jeder will leben. Auch ich. Die zwanzig Mark, die Sie jetzt für die „Nachtpost" mehr zahlen, machen Sie nicht arm und nicht reich. Traget auch Sie Ihr Teil dazu bei, daß die „Nachtpost" blühe und gedeihe. Ihnen und mir zur Freude, allen Moralmuckern und Sittlichkeitsaposteln zum Trotz. Amen.

E. G.

Die Mädchen unter sechzehn Jahren

Man braucht mir nicht widersprechen, wenn ich hier sage, daß die Verwahrlosung der Jugend noch nie so auffallend, so erschütternd und besorgniserregend war wie heute. Es gab auch früher, vor dem Kriege und der Revolution, verwahrlostes und verderbtes junges Volk. Doch die Verwilderung der Kinder und Halbreifen war doch nicht so allgemein wie heute. Wer und was ist schuld daran? Unsere heutige Jugend hat heute, wie zugegeben werden muß, mehr Freiheiten als früher. Sie lebt und genießt, kennt alle Freuden der Großstadt, und sechzehnjährige Jungen, die in den Zeiten vor dem Kriege noch kurze Hosen getragen hatten, räkeln sich heute schon, ein Mädel am Arm, in Cafés und Likörstuben. Doch man vergesse eins nicht: Die heutige Jugend hat mehr Freiheiten, aber sie hat auch mehr Sorgen als einst. Es gab früher nicht so viele junge weibliche Angestellte wie heute. Die Mädchen des Mittelstandes hatten es nicht nötig, als Verkäuferinnen in ein Geschäft zu gehen. Sie lebten Daheim als Haustöchterchen, und ihr einziger Schritt in das gesellschaftliche Leben war der Besuch der Tanzstunde. Die Mädchen waren von den Eltern viel zu sehr beaufsichtigt, als daß sie hätten Seitensprünge machen können. Die Not der Zeit zwingt zahllose Eltern, ihre Töchter ins Geschäft zu schicken. Und hier lernen die Mädchen von den Kolleginnen und den Herrenbekanntschaften schnell alles, wovon sie erst keine Ahnung hatten. Und haben sie erst einmal von den verbotenen Früchten gekostet, dann bleibt es nicht bei der Kostprobe. Die heutige Jugend hat nichts von ihrer Jugend, kennt überhaupt die Jugend nicht, wie wir, die ältere Generation, sie kennen. Die Kinder von heute sind keine Kinder mehr. Sie sind in jeder Hinsicht frühreif, und diese Frühreife läßt in ihnen keine kindliche, reine Freude mehr aufkommen. Die heutige Jugend ist bemitleidenswert. Wir gedenken unserer Kindheit und Jugend mit ungetrübter Freude als einer Zeit der Sorglosigkeit und des Glückes, in der uns die Sorge um das tägliche Brot, der Kurszettel und die Politik noch absolut nichts angingen. Die heutige Jugend wird ihre Jugendjahre einst als eine Zeit der Aufregung, der Entbehrung und der Unzufriedenheit im Gedächtnis tragen.

Die Not ist eine strenge Gebieterin. Sie zwingt zahllose Eltern, ihre Töchter gleich, wenn sie die Schuljahre hinter sich haben, als Lehrmädchen ins Geschäft zu schicken. Die Mädchen sind damit für den Tag und einen Teil des Abends dem Elternhause fern, leben in einem ganz anderen Milieu und werden dadurch in ihrem ganzen Denken und Empfinden dem Elternhause entfremdet, dem Einfluß der Eltern entzogen. Sie sind selbständiger, haben schon ihre eigenen Gedanken und Ansichten und kommen unter ältere Mädchen, deren Einfluß auf die jungen, unerfahrenen Mädels oft nicht gerade sehr segensreich ist. Mit den Mädchen unter sechzehn Jahren will ich mich hier beschäftigen. Die Mädchen in diesem Alter sind eine Kategorie für sich. Sie sind noch keine Backfische, sind auch keine Kinder mehr, sie sind der Typ der Unentwickelten, Unreifen, noch in der geistigen und körperlichen Entwicklung Begriffenen.

Geschäftsschluß im Geschäft. Das Personal macht sich zum Fortgehen fertig. Die kleinen Lehrmädels, schmächtige Mädels von vierzehn, fünfzehn Jahren, mit kindlichen Formen und Gesichtern, binden sich die Schürzen ab und verlassen das Geschäft. Gehen eine Straße weiter, und dort an der Ecke wartet schon jemand: der Verehrer. Ein vielleicht sechzehnjähriger unreifer Ladenjunge, die Zigarette im Munde, den Stock forsch in der Hand. Mit blasierten Kavaliersgeberden begrüßt er das Mädel, und dann ziehen die beiden los. In einem rauchigen Tanzbums, in eine Bierhalle oder eine andere jener Stätten, wo man dieses unreife Gemüse sieht. Von ihren halbwüchsigen Verehrern lernen die Mädels alles, was sie nicht wissen sollen.

An einem Regentage gehe ich im vorbeigehen in eine der Schnapskneipen in der Klosterstraße, um schnell einen Grog zu trinken. Das Lokal ist zum Platzen voll, die Leute, die hier sitzen, keine sehr einnehmenden Gestalten. Lachen und Johlen im Lokal. Mitten in der Kneipe schwanken drei Mädels herum, wenn sie alt waren, waren sie fünfzehn Jahre, betrunken, wie ich nur je Betrunkenheit sah. Das eine der Mädels fällt wie ein Stock zu Boden, die andere schreit eine furchtbare Zote ins Lokal lehnt sich an den Schanktisch, würgt noch ein Glas Schnaps runter, das ihr ein Gast reicht, und übergibt sich. Die drei Kavaliere, die die Mädels hier hereinschleppten, drei grüne Ladenjungen, schwanken auch schon und lachen dämlich über die Mädels, die bereits alle drei am Boden liegen und vor Betrunkenheit ächzen und krächzen. Fünfzehnjährige Mädels, wer dieses Bild gesehen hat, in dem steigt Ekel, schüttelnder Ekel auf. Aber auch großes Mitleid mit diesen Kindern, die keine Kinder sind.

Mit den moralischen Qualitäten der heutigen jungen Mädchen sieht es ja allgemein düster aus. Doch wenn man bedenkt, auf welche Art und Weise diese jungen Mädels vor die Hunde kommen, muß in jedem Denkenden der Gedanke aufsteigen, ob es nicht möglich sein soll, der schnell und sicher nahenden vollkommenen Demoralisierung eines großen Teiles der heutigen weiblichen Jugend im letzten Augenblicke noch Einhalt zu tun. Was schon einmal an dieser Stelle von Ed Golland gesagt worden ist, wiederhole ich: die Eltern sind an dem moralischen Untergang ihres Kindes oft mehr schuld als das Kind selbst. Es gibt Eltern, die ihren sechzehnjährigen Töchtern Ohrfeigen geben, weil sie vergessen haben das Nachtgebet zu sagen. Die aber nichts davon sehen, daß das Mädel sich wüst herumtreibt und unter die Räder kommt. Die meisten Eltern sind ja so furchtbar weltfremd. Sie haben in ihrer Jugend bis zum achtzehnten Lebensjahre an den Storch geglaubt und halten dies jetzt auch bei ihren Kindern für selbstverständlich. Arme Eltern, die Ihr bei Euren vierzehnjährigen Töchtern Aufklärungsunterricht nehmen könntet.

Nicht mit erdachten, düster gemalten Bildern will ich meine Worte über die Verderbtheit der jüngsten Jugend illustrieren. Realismus ist Trumpf. Das Studium des großstädtischen Nachtlebens ist eigentlich nicht mein Fach. Doch jedem, der sich mit Sozialem befaßt, dürfte es ratsam sein, wenn er soziales Elend in Reinkultur sehen will, den erschreckenden Aufmarsch fünfzehnjähriger, vierzehnjähriger Mädels nachmittags, abends und nachts hauptsächlich in der Schweidnitzerstraße und in der Halle im Hauptbahnhof zu betrachten. Das ist Elend, erschütterndes Elend, das man hier sieht. Mögen diese Mädels, diese Kinder, an ihrem Geschick, jetzt sich auf der Straße herumtreiben zu müssen, objektiv selbst schuld sein, sie sind ein Opfer der großen Not und des großen Hungers, in deren Zeichen die ganze heutige Zeit steht. Und deswegen: man verdamme sie nicht, man suche sie zu retten.

Max Gruschwitz, Stadtverordneter.

Die Entscheidung ist da!

I.

Die Pariser Reparationskonferenz ist aufgeflogen. Die englische Delegation ist abgereist und hat Franzosen, Belgier und Italiener sich selbst überlassen. Vier Pläne, die zur Debatte standen, sah man kommen und gehen, und nur einer blieb, der französische Plan Poincarés, weil hinter ihm das Schwergewicht der französischen Bajonette steht, und weil im entscheidenden Moment das Italien des französischen Diktators Mussolini auf Frankreichs Seite trat. Die Situation ist nun wenigstens klar, das ist das einzige Gute an der ganzen verzweifelten Sache. Deutschland steht, von allen verlassen, völlig allein. All die Illusionen, vor denen wir immer und immer wieder warnten, sind in Nichts zerflossen. Weder Amerika noch England, weder Mussolini noch Harding werden uns helfen, und es bleibt der magere Trost, daß der einzige Staat, der wenigstens **versuchte**, dem deutschen Standpunkt einigermaßen gerecht zu werden, dasselbe England war, das Gott strafen sollte, wie die alberne Phrase des alldeutschen Klüngels um Westarp und Reventlow lautete. Trotzdem hat natürlich auch England offiziell jeden Schein vermieden, als stände es auf Deutschlands Seite, so ungefähr, wie Heine das in seinem weltberühmten Vers: „Blamier' mich nicht, mein schönes Kind, und grüß' mich nicht Unter den Linden", ausdrückte. Gerade das aber ist bezeichnend für Deutschlands Geltung in der Welt. Selbst diejenigen Staaten und Staatsmänner, die innerlich dem deutschen Standpunkt am nächsten stehen, vermeiden mit einer wahren Scheu den Anschein irgendwelcher Gemeinschaft mit dem verfehmten Deutschen Reiche. Das ist die Saat der Hindenburg und Ludendorff, die nun so herrlich aufgegangen ist.

II.

Doch was soll nun werden?

Die Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich, durch zahllose Konferenzen hingeschleppt, ohne daß der Ausgleich der Gegensätze auch nur enstlich erwogen worden wäre, ist in das entscheidende Stadium getreten. Frankreich hat durch immer von neuem erhobene Forderungen, an deren Realisierung seine Verantwortlichen selbst kaum glauben, die Erfüllung des Versailler Vertrages zu erzwingen versucht, Deutschland hat durch halbe Konzessionen die Machthaber drüben mehr gereizt als befriedigt. Begleitet wurden diese Schachzüge durch das Geheul der Preßmeute auf beiden Seiten, durch Enthüllungen, Preßpolemiken und ähnliche Scherze. Und so wurde jene Atmosphäre hochgespannter Nervosität geschaffen, die nun vor ihrer Entladung steht.

Die Besetzung des Ruhrkohlengebietes wird kommen. Daran zweifelt kaum noch ein vernünftiger Mensch, und am allerwenigsten zweifelt daran die Bevölkerung des Ruhrgebiets, die sich langsam auf den Einmarsch der Franzosen vorzubereiten beginnt. Am erbittertsten ist natürlich die Arbeiterschaft des bedrohten Landes, denn für sie bedeutet die Fremdherrschaft nichts anderes als politische und wirtschaftliche Knebelung.

Und die Industriekönige von der Ruhr, die Stinnes, Thyssen, Klöckner und Krupp? Wie stehen denn sie zu der Gefahr der Besetzung des von ihnen wirtschaftlich beherrschten Gebietes? Auffehenerregend sind da die Mitteilungen, die Ernst Popper in seinem Aufsatz „Hinter verschlossenen Türen" in der „Weltbühne" macht. Er weist darin nach, daß aufs neue, wie im Weltkriege, das Schicksal des deutschen Volkes von den Privatinteressen einiger Industriekonzerne diktiert wird, und er fährt wörtlich wie folgt fort:

„Nirgends drängt sich einem dieser Eindruck stärker und unmittelbarer auf als in der größten Hauptstadt der deutschen Industrie: in Essen. Hier, mitten im bedrohten Ruhrgebiet, macht man einen Schnellkursus über deutsche Politik durch, der lehrreicher ist als zwanzig Berliner Leitartikel. Was man erfährt, ist allerdings wenig erfreulich. Eines geht aber aus allen Mitteilungen, die einem in den industriellen Hauptbüros mit einer gewissen Offenheit gemacht werden, ziemlich klar hervor: Unabhängig von dem, was in Berlin angestrebt wird, laufen aus Essen ins Ausland besondere Fäden, mit denen das zerstörte Gewebe der internationalen Wirtschaftsbeziehungen wiederhergestellt werden soll. Weitgehende Vereinbarungen sind zwischen den großen westdeutschen und französischen Industriekonzernen im Werden begriffen, um jene natürlichen Beziehungen, die vor dem Kriege Ruhrkohle und lothringisches Erz zusammenführten, wieder zu ermöglichen. Mit einem Wort: was hier angestrebt wird, ist ein anscheinend höchst verdienstliches Werk, um das sich die Regierungen bisher vergeblich bemüht haben, es ist nichts anderes als der wirtschaftliche Wiederaufbau.

Fragt sich nur, welcher Preis dafür gezahlt werden soll, und wem seine Vorteile zugute kommen sollen. Und hier liegt das große Bedenken, vor dem nur unbedenkliche Generaldirektoren nicht zurückschrecken. Das Zustandekommen einer so weitgehenden Zusammenarbeit auf lange Sicht ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur möglich, wenn sie sich unter schärfster französischer Kontrolle vollzieht, der auch die Möglichkeit gegeben wird, alle jene Maßnahmen zur Durchführung zu bringen, die ihr im eigenen Interesse notwendig erscheinen. Damit rückt aber die Besetzung des Ruhrgebiets und seine wirtschaftliche Abschnürung vom übrigen Deutschland in greifbare Nähe. Und es ist kein Zufall, daß die offizielle französische Politik sich in den letzten Wochen diese Forderung in verstärktem Maße zu eigen gemacht hat.

Daß die Besetzung kommt, daran zweifelt im Ruhrgebiet niemand mehr. Die Arbeiterschaft beobachtet mit dumpfem Groll eine Entwicklung, die sie nicht verhindern kann. Für sie bedeutet die Besetzung keinen Gewinn, sondern nur drückende Fremdherrschaft. Dagegen ergeben sich für die Industrie neben gesicherten Rohstoffbezügen die Gewinnchancen aus einer Weltpreiskalkulation, nach der auch an das durch eine Zollgrenze abgetrennte Rumpfdeutschland geliefert werden könnte. Die katastrophalen Folgen einer Ruhrbesetzung für dieses, das von den lebenswichtigen Ruhrkohlen abgeschnitten und bei ihrem Bezug von der Gnade französischer Kontrollorgane abhängig wäre, bleiben bei diesen Berechnungen selbstverständlich außer Betracht. Und dieser Skrupellosigkeit machen sich die gleichen Kreise, die gleichen Persönlichkeiten schuldig, die die geschwollenen nationalen Phrasen bis zum Ueberdruß ständig im Munde führen, die sich aber in der Stunde der höchsten nationalen Not gegen die Nation entscheiden."

Es sind die Geldgeber, die Einpeitscher der Deutschen Volkspartei, die so handeln. Ein Kommentar dazu ist überflüssig!

III.

Und die deutsche Regierung?

Sie ist vollkommen hilflos. Ihre Vorgängerinnen haben nicht verstanden, Steuergesetze durchzuführen, die sie in den Stand gesetzt hätten, auf diesem Wege bedeutende Summen aufzubringen, die ihren Kredit im Auslande erhöht hätten. Und auch die im allgemeinen sympathische Aufnahme, die das Kabinett Cuno im Auslande, namentlich in den angelsächsischen Ländern, gefunden hat, kann das Vertrauen zu dem Deutschen Reich nicht wiederherstellen, das durch den feigen Mordanschlag auf Rathenau auf den Nullpunkt gesunken war. Der Versuch des Kabinetts Wirth, bedeutende Summen von den deutschen Industriekönigen freiwillig zu bekommen, endete bekanntlich damit, daß die industriellen Patrioten die traurige Lage ihres teuren Vaterlandes auszunutzen versuchten, um von ihm Besitz zu ergreifen. Man erinnere sich nur an den Versuch von Stinnes, die deutschen Eisenbahnen einzuramschen.

Seit dem Versailler Frieden denkt jede deutsche Regierung krampfhaft darüber nach, was sie eigentlich machen soll. Und vor lauter Bedenken hat man die Richtung verloren. Zweifellos ist Deutschland nicht in der Lage, irgendwelche Taten gegenüber dem französischen Einmarsch vorzubereiten. Das wäre kompletter Wahnsinn. Aber die deutschen Kabinette haben immer wieder versäumt, kategorisch festzustellen, daß der Friedensvertrag unerfüllbar ist. Und als endlich doch das deutsche „Nein" ertönte, glaubte man ihm nicht mehr. Die deutsche Bourgeoisie hat schon so oft „unmöglich!" geschrien und nachher nachgegeben, daß man ihre Schreie nicht mehr ernst nimmt. Und sie hat sich damit in die Lage des Hirten versetzt, der zum Spaß „Wölfe! Wölfe!" gerufen hat. Dreimal kamen die Nachbarn, ihm zu helfen. Als aber die Wölfe eines Tages wirklich kamen, achtete niemand mehr auf seine Hilfeschreie.

Das ist die Schattenseite von Wirths Erfüllungspolitik, einer Politik des Schachers, der im Leben der Völker noch niemals zum Erfolge geführt hat.

Die französische Regierung, der Präsident Millerand noch mehr als Poincaré, schickt sich an, den gordischen Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen. Aufs neue hat die „westliche Orientierung", hat die Hoffnung auf Hilfe von England und Amerika Schiffbruch erlitten. Und jetzt erst wird der unerhörte Fehler ganz offenbar, den die ersten Regierungen seit dem 9. November 1918 begangen haben, als sie die dargebotene Hand des einzigen Landes, das uns hätte helfen können, verschmähte. Damals, als Polen noch kein ernst zu nehmender Faktor war, damals mußte das **Bündnis mit Sowjetrußland** geschlossen werden. Aber statt dessen trieben die Preßheiduken im Dienste des Kapitals antibolschewistische Propaganda.

IV.

Heute, im sechsten Jahre ihres Bestehens, hat die Sowjetregierung den Schlußstein auf ihre gewaltige Aufbauarbeit in politischer Beziehung gesetzt. Die Sowjetrepubliken Rußland, Ukraine, Weißrußland, Georgien, Aserbeidschan, Armenien, Sibirien und die Republik des Fernen Ostens sind aufs neue zum russischen Riesenreich zusammengeschlossen, Lenin und Trotzki herrschen über ein ungeheures Gebiet, das von der Ostsee zum Japanischen Meer, von den Eiswüsten der Lena zu den Palmen der Krim reicht.

Zum **zweiten Mal** ist der Draht nach Rußland gerissen, zum zweiten Male ist Bismarcks Warnung mißachtet worden. Und während Sowjetrußland erstarkt, wird Deutschland von einem Meer von Schmach und Elend überflutet.

Es gibt nur eine Rettung. Wir müssen alle Hoffnung auf den Westen fahren lassen. Noch ist die Zeit nicht da, um den Fehler der deutschen Revolutionsregierungen mit einem Schlage wieder gutzumachen. Aber es gibt andere Wege für eine entschlossene Ostorientierung, Wege, die man noch nicht öffentlich erläutern darf, und die doch beschritten werden müssen. In jedem Falle muß die Stärkung Sowjetrußlands Deutschlands Parole sein. Denn Sowjetrußlands Stärkung ist Deutschlands Stärkung.

Aber dazu ist Dr. Cuno wohl kaum der geeignete Mann. Ein Stärkerer wird ihm folgen müssen, ein Mann vor allem, der nicht westlich orientiert ist. Aber dieser Weg muß gegangen werden, denn wenn Deutschland nicht Rußlands Verbündeter wird, dann wird es zur französischen Kolonie.

Wollen wir das? **Max Gruschwitz.**

Die Kronenmädels

An das Märchen vom biblischen Paradies, in dem Milch und Honig floß, glauben heute nur noch die kleinen Kinder. Ein wirkliches Paradies für die Menschheit gibt es heute nicht mehr. Doch es gibt noch ein wirkliches Paradies für etliche Kreise unserer Mitmenschen, die nicht gerade die besten und edelsten, aber doch geschäftstüchtigsten sind: für die Halbwelt. Die Halbwelt kennt noch ein Paradies, in dem Milch und Honig fließt: die Tschecho-Slowakei. Von dem, was die kleinen halbseidenen Mädels hier in Breslau verdienen, können sie nicht leben. Die Konkurrenz ist zu groß und der Lebensunterhalt zu teuer. Die Tschechen, die bisher noch hier in Breslau das Geschäft belebten, und den besseren Halbweltfrauen zu leben gaben, bleiben jetzt fort. Denn sie können hier nicht mehr ihre Valuta ausnutzen, die Preise in Deutschland sind schon höher als in der Tschecho-Slowakei. Wenn die tschechischen Kavaliere nun nicht zu den deutschen Mädels kommen, kommen die deutschen Mädels eben zu den Tschechen. Wenn man heute als Breslauer nach Troppau und den anderen tschechischen Grenzorten kommt, sieht man viele bekannte Gesichter: Dutzende von Breslauer Halbseidenen mit ihren Liebsten. Die Sache muß man vom rein wirtschaftlichen Standpunkte aus betrachten. Wenn eins dieser Mädels drüben täglich nur hundert Kronen verdient, und die verdient es, dann hat es fünfundzwanzigtausend Mark. Und damit läßt sich schon etwas anfangen. Die meisten Mädels, die eine Woche drüben waren, kommen mit tausend Kronen zurück. Das ist eine Viertelmillion. Die bringt sie natürlich hier schnell durch, kauft sich dies und das, und wenn sie sich neu eingekleidet hat, fährt sie nach der Tschecho-Slowakei zurück, verdient dort viel Geld und ist in Deutschland bald elegante grande cocotte. Es laufen hier in Breslau Mädels herum, die ihre zehntausend tschechischen Kronen liegen haben, also Millionärinnen sind. Und die Liebsten, die mit den Mädels nach drüben gefahren waren, machen wieder auf andere Art ihr Geschäft. Sie nehmen Uhren über die Grenze, Talmigold, das sie als Gold verkaufen. Kaufen hier die Uhren zu fünf- bis sechstausend Mark und verkaufen sie drüben für hundert Kronen, also fast fünfundzwanzigtausend Mark. Wäre es nicht das gute Geschäft mit den Tschechen, die die Halbwelt zu Geld kommen lassen, dann könnten die Breslauer Seidenen und Halbseidenen nicht so gut angezogen gehen. Nicht nur die Wirtschaft und Politik, sondern auch die Liebe steht heute im Zeichen der Markentwertung und im Zeichen des moralischen und wirtschaftlichen Verfalls.

L. L—.

Adel

I.

Der Adel im allgemeinen.

Der Sturz der Hohenzollern und der anderen deutschen Landesfürsten und die damit in Zusammenhang stehende Beseitigung der Adelsvorrechte bilden den Abschluß einer Entwickelung in den gesellschaftlichen Beziehungen des deutschen Volkes. Sie sind gleichsam der Schlußstein in dem Auf- und Abstieg einer Klasse, denn in dem preußischen Gesetz vom Juni 1920, in dem die Standesvorrechte des Adels beseitigt und die Auflösung der Hausvermögen beschlossen wurde, kam tatsächlich eine Entwickelung zum Abschluß, die im frühen Mittelalter mit dem Kampf um Herrenrechte begonnen, im Zeitalter des Rokoko und des monarchischen Absolutismus ihren Höhepunkt erreicht und seitdem in stetem Absteigen begriffen war, von dem sie auch durch eine künstliche Scheinblüte unter Wilhelm II. nicht mehr zu erretten war.

Mit der Abschaffung seiner Vorrechte ist jedoch der Adel selbst nicht beseitigt worden. Während Oesterreich, die Tschecho-Slowakei, Jugoslawien und Rußland alle Adelstitulaturen beseitigt und ihre Führung unter Strafe gestellt haben, gibt es in Deutschland nach wie vor Herzöge, Fürsten, Grafen, Freiherrn und gewöhnliche Adelige. Und diese Adelskategorien teilen sich untereinander in standesherrliche und damit „ebenbürtige" und unebenbürtige, uradelige und briefadelige Familien.

Es dürfte nicht uninteressant sein, einmal die eigenartigen Verhältnisse in der deutschen Aristokratie zu beleuchten, umsomehr, als sich dabei wertvolle geschichtliche Zusammenhänge ergeben.

II.

Fürsten und Herzöge.

Den höchsten Rang im deutschen Adel nehmen natürlich die im November 1918 entthronten früheren Regentenfamilien ein. Es sind dies, außer den **Hohenzollern**, namentlich die **Wettiner**, die vom sächsischen Königsthron und von diversen thüringischen Herzogsstühlen heruntersteigen mußten, die Wittelsbacher, die allem Anschein nach darauf ausgehen, den verlorenen bayrischen Königsthron wieder zu erobern, das Haus Württemberg, das Haus Zähringen, das in Baden und das Haus Brabant, das in Hessen regierte, ferner die Mecklenburger, Braunschweiger, Oldenburger, Askanier, Reußer und Lippeschen Dynastenfamilien. Alle diese Familien führen nach wie vor die bisher von ihnen innegehabten Titel, bis auf die königliche Würde, die mit dem letzten Träger der Krone erlischt.

Diesen erst kürzlich entthronten Herrscherfamilien waren, selbst zu Zeiten ihres höchsten Glanzes, durchaus ebenbürtig die Nachkommen der im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts „mediatisierten", das heißt von Preußen, Bayern, Württemberg und Baden im Einvernehmen mit Napoleon I. entthronten deutschen Fürsten. Es sind dies insbesondere die uralten Fürstenfamilien Wied, Hohenlohe, Croy, Thurn und Taxis, Arenberg, Löwenstein, Fürstenberg, Leyen, Isenburg, Salm, Fugger, Stolberg und Solms, die in zahlreichen Linien in Deutschland verbreitet sind. Dazu gesellten sich das Schleswig-Holsteiner Herzogshaus und die 1866 von Preußen entthronten beiden landgräflich hessischen und die herzoglich nassauische Dynastie, welche letztere inzwischen den luxemburgischen Großherzogsthron bestiegen hat.

Mit diesen mediatisierten Fürsten und Herzögen aber sind die deutschen Fürsten nicht erschöpft. Sehr vielen Häuptern gräflicher Familien wurden von den preußischen Königen zur Ehrung für das ganze Geschlecht Fürstentitel verliehen. So die Familien Inn- und Knyphausen, Lichnowsky, Henckel von Donnersmarck, Schönaich, Hatzfeldt, Hochberg, Dohna und andere mehr. Auch diese Familien gelten noch als bedingt ebenbürtig. Zu ihnen gesellen sich die Abkömmlinge aus unebenbürtigen Ehen regierender Fürsten, wie die Fürsten von Teck, die Prinzen von Battenberg.

Außerdem aber wurden erfolgreiche Staatsmänner, siegreiche Feldherrn und geschmeidige Höflinge mit Fürstentiteln belohnt. So gibt es die Fürsten Bismarck, Bülow, Blücher von Wahlstatt, Eulenburg und Radolin. Diese Fürsten sind, trotz ihres hohen Ranges, nicht ebenbürtig. Sie rangieren im Gothaischen Hofkalender erst hinter den standesherrlichen Reichsgrafen.

III.

Reichsgrafen und Grafen.

Zu den standesherrlichen Familien gehören außer den mediatisierten Fürsten die **Reichsgrafen**. Das sind diejenigen Grafengeschlechter, die früher unabhängige Dynasten in einer Grafschaft waren und nur den Kaiser des „heiligen römischen Reichs deutscher Nation" als Oberherrn anerkannten. Wer da weiß, daß bis zu dem eisernen Besen Napoleons in Deutschland etwa 300 regierende Fürsten und Grafen existierten, zu denen noch eine Unzahl von freien Städten kamen, der wird begreifen, daß von diesen ehemals regierenden Grafen, soweit sie nicht wie die Schönburg, Quadt und andere zum Trost für ihre verlorene Unabhängigkeit den Fürstentitel erhielten, noch eine ganz erkleckliche Anzahl übrig geblieben sind. Außer den Hochbergs, deren Haupt der Fürst von Pleß ist, sind es namentlich die Schönborn, Magnis, Althann, Oppersdorff und wie sie alle heißen.

Damit schließen die standesherrlichen Familien, und die Reihe der gewöhnlichen Grafen beginnt. Unabsehbar fast ist ihre Zahl. Alle Buchstaben des Alphabets, von den Alvensleben bis zu den Zitzewitz, sind vertreten. Es würde über den Rahmen dieses Artikels hinausgehen, sie alle zu nennen, oder auch nur die bekanntesten herauszugreifen. Sehr viele dieser Familien haben dem preußischen Staate zweifellos tüchtige Männer gegeben, so die Hardenberg, Yorck, Luckner, Seydlitz, Moltke, Bernstorff, Brockdorff, andere wieder sind Deutschlands Totengräber geworden wie die Reventlow und Westarp.

Mit den Grafen schließt die Reihe des sogenannten „hohen Adels".

IV.

Niederer Adel.

Der niedere Adel besteht aus den **Freiherren**, den **uradeligen** und den **briefadeligen** Familien. Uradelige Familien sind solche, die mindestens 16 adelige Ahnen aufzuweisen haben, also die „Ahnenprobe" bestehen können, briefadelige sind diejenigen, die von irgendeinem Herrscher durch einen Adelsbrief geadelt worden sind. Die Zahl der Freiherrn und der anderen niederen Adeligen ist Legion. Gerade der niedere Adel ist im vollkommenen Untergang begriffen. Die ihm im monarchischen Staate reservierten Offiziers- und Beamtenstellen sind teilweise verschwunden, teilweise von anderen besetzt, und da der niedere Adel größtenteils besitzlos ist, ist er dadurch seiner Basis beraubt worden.

V.

Vorrechte des Adels bis 1918.

Der große Kehraus von 1918 hat eine Reihe von Adelsvorrechten beseitigt, die man schon heute, also kaum vier Jahre nachher, kaum noch im 20. Jahrhundert für möglich hält, und die doch bis zu dieser Zeit wie selbstverständlich bestanden,

Lebewelt von einst

Ich bin bei Gott keine alte, unmoderne Frau, die tagsüber beim Strickstrumpf sitzt und ihren Enkelkindern Märchen vom Wolf und den bösen Kindern erzählt. Im Gegenteil, noch vor zehn, fünfzehn Jahren war ich ein charmantes Wiener Soubrettchen und wußte in allen Separées und Nischen der schönen Donaustadt so gut Bescheid wie nur sonst irgend eine kleine, lebenslustige Theaterratte. Doch was wollen wir von der Vergangenheit reden? Als ich meine Schwester, die damals in Breslau am Schauspielhaus war, etwa im Jahre 1912 besuchte, saßen wir bei Hansen und soupierten, soupierten so fabelhaft, daß es Sünde ist, Euch heutigen Theaterkindern zu erzählen, wie vornehm damals die Kavaliere waren. Kinder, Sekt haben wir getrunken, Sekt, Sekt, nochmals Sekt. Und was haben wir getrunken? Den unübertrefflichen Irroy, d'e Veuve de Cliquot und was es an echt französischem Schampus mehr gab. Heute, liebe Kinder, trinken die Kavaliere Rheinwein. Oooch, liebe Kinder, ich bin eine gute Deutsche. Aber für Rheinwein habe ich mich noch nie begeistern können. Der ist so sauer, brrrr, ist der sauer. Und wenn der Kavalier vier Stunden bei der Flasche Rheinwein, dem billigsten, der auf der Karte steht, gesessen hat, bestellt er, um nicht vom Kellner so ironisch angesehen zu werden, einen Mineralbrunnen. „Nassauer Gold!“ Tjaja, liebe Mädchen, das sind die Zeiten von heute.

Kinder, wißt Ihr denn überhaupt, was Leben heißt? Heute sitzt Ihr in Bars herum, bezahlt für einen Schnaps dreihundert Emmchen und langweilt Euch. Wenn ich an so was denke, muß ich schon gähnen. Früher, ja früher! Das Beste, das Neueste, das Bekannteste, was es in Breslau gab, war die alte schöne Weinstube von Littauer auf dem Ring. Die heutige haute-voiée kennt kaum noch Littauers Weinstuben. Aber fragt mal die alten Genießer, die Kavaliere, die früher Lebemänner waren, ob sie Littauer kennen. Und sie werden Euch erzählen, wie schön es früher war. Wie lebte man doch damals so schön. Kinder, für einen ganzen Fasan in saurer Sahne hat man drei Mark, drei janze Mark bezahlt. Und eine Flasche Sekt habt Ihr getrunken, und noch eine Flasche Bordeaux, und Konfekte habt Ihr gegessen und Zigaretten geraucht. Und dann zog der Kavalier die Brieftasche und bezahlte für das ganze Super zwanzig Mark. Zwanzig Mark! Und wenn er vornehm war, da hat er Euch noch einen Goldfuchs in den Halsausschnitt gesteckt. Zwanzig Mark! Was bekamt Ihr damals dafür nicht alles! Zum Ausverkauf bei Barasch bekamt Ihr dafür zwanzig Paar seidene Strümpfe. Könnt Ihr Euch denn überhaupt vorstellen, junge Leute von heute, was früher zwanzig Mark waren?

Kinder, ich will ja keine alten Geschichten aufwärmen. Aber wie anders war doch früher alles als heute. Die Leute waren so viel vornehmer, die Kavaliere viel gediegener, und man lebte viel ruhiger und besser als heut. Aber, wenn mal etwas vorkam, was nicht so ganz in die Tagesordnung paßte, wenn es mal ein kleines Skandälchen gab, dann gab es einen Sturm im Wasserglase, daß es nur so seine Art hatte. Wie wenig und wie viel gehörte doch damals zu einem Skandal. Wenn ein Mädchen verlobt war und sich schließlich sang- und klanglos entlobte, hu, war das ein Skandal. Du lieber Gott, die Zeiten liegen ja schon so lange zurück, und da kann man ja drüber sprechen. Da verkehrte damals ein junger Breslauer Richter mit einem kleinen, blonden Mädelchen vom Ballett. Und wie es so kam, so etepetete, da hatte das Mädelchen täglich verweinte Augen, und die Kleider paßten ihm nicht mehr, kurz, es stand etwas in Aussicht. Und es war im „Palmengarten“ in der Gartenstraße. Dorthin hatte die kleine Kollegin den Freund, den netten, blonden Richter, bestellt, um ihm zu gestehen, was bevorstehe. O Gott, was ich da erlebte, werde ich nie vergessen. Als der blonde Hüter der Gerechtigkeit hörte, was bevorstehe, da sank er zu Boden, umarmte die Knie seines Liebchens und sagte: „Anita, diese Schmach soll nicht auf dir sitzen. Du sollst entweder meine Frau werden, oder, wenn meine Eltern es nicht erlauben, sollst du mit mir in den Tod gehen. Määädel, gemeinsam wollen wir sterben!“ Doch die Anita sagte nur leise: „Aber nein doch, Du sollst mir ja bloß hundert Mark geben, damit ich für das Kindel Wäsche besorgen kann. Meine Eltern wollen es ja zu sich nehmen.“ Stöhnend und seufzend brachte er am nächsten Tage den gewichtigen Hundertmarkschein. Der kleine Junge ist wirklich zur Welt gekommen und ist wohl heute schon ein Jüngling von zwanzig Jahren. Und die Anita? Die soll in Berlin ganz brav verheiratet sein. Und der früher so liebe kleine Amtsrichter, der die Anita noch mehr liebte als sie ihn? Und der trotzdem nicht der Vater ihres Kindes war, sondern nur ein Glied der daran beteiligten G. m. b. H.? Er ist gewiß heute schon ein alter, würdiger Amtsgerichtsrat, der ganz ernst und gesetzt geworden ist. Und garnicht mehr gern an die schönen Zeiten draußen im Scheitniger Park zurückdenkt, wo wir jeder vier Portionen Schokolade mit Schlagsahne tranken. Zu zwanzig Pfennig, glaube ich. Tjaja, es war eine schöne Zeit.

Heute kostet der mieseste Sekt drei graue Scheine. Und die Jungs, die mit ihrem Puppchen ins Café gehen, müssen schon so schwer in die Tasche greifen. Ja, Kinder, es ist halt eine bittere Zeit. Und wenn es mir gar zu mieß wird, da suche ich Trost in der Vergangenheit, lese vergilbte Liebesbriefchen, die noch mit zehn Pfennig frankiert sind. Lese aus alten Briefen und vertrockneten Blumen, aus lavendelduftenden Truhen und unbeendeten Tagebüchern, wie schön es doch einstens war. Und gähnend sehe ich mich um. Schöne, alte Zeiten, die ihr nie mehr wiederkehrt — — —

Ellen K. Krensky-Breslau.

Im Boudoir einer schönen Frau

Abseits vom Getriebe der Großstadt, in einer kleinen, baumumstandenen Vorstadtvilla, sitze ich einer bleichen, blonden Frau gegenüber und spreche mit ihr über Vergangenes und Zukünftiges. In der Ecke summt der Samowar, ein kleiner, langhaariger Seidenpinscher räkelt sich auf dem Diwan, das matte Ampellicht beleuchtet diskret und indiskret den intimsten der Räume einer eleganten, mondänen Frau: das Boudoir.

Was ist das Boudoir? Es ist kein Schlaf- und kein Wohnzimmer, es ist kein Speise- und Empfangszimmer. Doch Pardon: Empfangszimmer? Das Boudoir ist eigentlich ein Empfangszimmer. Doch die schöne, begehrte Frau empfängt im Boudoir nicht den Gatten und nicht die alten Tanten, die zu Besuch kommen. Das Boudoir ist ein intimer Plauderraum, in dem man mit der Freundin, dem Freunde oder — honny soit qui mal y pense — Hausfreunde plauscht. Und diesem Zwecke entspricht auch die Einrichtung des Boudoirs. Es ist klein und intim, mit zierlichen, koketten Möbeln, einem kleinen Teewagen, in der Ecke den handgeschmiedeten Samowar. Und die in satten Farben gehaltenen Vorhänge halten das grelle Tageslicht ab. Im Boudoir muß stets Dämmerlicht sein, mattes, gedämpftes Ampellicht. Und viele, viele Seidenkissen gehören ins Boudoir, weiche, schwülstige Daunenkissen,

die auf dem Diwan herumliegen, in den Sesseln und Nischen und, weil sie schon nirgends mehr Platz haben, sogar auf dem weichen, langhaarigen Smyrnateppich.

Nach dem Essen, wenn man das Bedürfnis hat, die trägen Glieder wohlig zu recken und zu dehnen, zieht sich die elegante, mondäne Frau in ihr Boudoir zurück. Sie nimmt ihr Schoßhündchen auf den Arm, hüllt sich in den weiten, mit japanischen Mustern bestickten Kimono oder den pikanten schwarzseidenen Pyjama mit gelben Aufschlägen, greift nach einem französischfrivolen Roman und legt sich auf den Diwan. Das Hündchen kennt seinen Platz in dem Boudoir. Es kuschelt sich in die Seidenkissen und blinzelt. Und die Zofe bringt den dicken, schweren, schwarzen Mokka, gähnend schlürft ihn die schlanke Herrin und dehnt dann behaglich die Glieder. Und leise schlummert sie ein, um erst zu erwachen, wenn der Gong diskret und dumpf meldet, daß zum Aufstehen Zeit sei. Ruhig und still dämmert bis dahin das kleine, intime Boudoir — —

Jede reiche Frau kann sich ein Boudoir einrichten. Doch nicht jede Frau paßt in ein Boudoir. Können Sie sich, Leser mit Kultur und Geschmack, eine große, starke, robuste Frau in ein intimes, kokettes Boudoir versetzt denken? O, ich kenne Frauen, die in der gediegenen, schwer eichenen Umgebung des Speisezimmers, in dem Pomp des Salons so elegant und repräsentativ aussehen. Doch für das kleine, intime Boudoir sind sie zu groß, zu massig, zu imposant, zu sehr — Dame. Denn wenn die Frau, und sei sie auch sonst noch so sehr Dame, zwischen den vier seidenumspannten Wänden ihres Boudoirs weilt, dann soll und will sie nicht mehr distinguierte Dame sein. Dann ist sie ein seidenhaariges, schmiegsames, [illegible] katzengleich kuschelndes Weibchen, das behaglich schnurrt oder böse knurrt. Wie die Launen der kleinen Frau es bestimmen.

In hauchdünnem chinesischem Porzellan wird der Tee gereicht. Leise und stimmungsvoll brummt und brodelt es in dem blanken Samowar. Mit kleinen, feinen Fingern führt die Dame des Hauses die Teetasse an die Lippen und nippt daran. Die Deutschen trinken den Tee mit Zitrone, Milch oder Rum. Gerade als ob man auf eine schwülduftende Rose noch Eau de Cologne gießt. Der Tee müßte so getrunken werden, wie er aus der Kanne kommt: ungezuckert, ungemischt. Nur so könnte man sein Aroma recht genießen. Die Russen schlürfen den bitteren Tee durch die Zähne, zwischen denen sie einen Würfelzucker halten. Und die passionierten Teetrinker, die Sklaven des Teegenusses und Beherrscher des Teehandels, die Chinesen? In den unteren Volksschichten trinken sie ihn ganz dünn. Doch die Vornehmen trinken ein starkes, dunkelgelbes oder fast braunes Extrakt aus den feinsten Teesorten, die nie nach Europa gelangen, weil die chinesischen Vornehmen sie für sich beanspruchen. Im Boudoir wird Tee gereicht. Die Dame des Hauses bereitet ihn selbst. Und muß ihn selbst bereiten. Wo Stimmung sein soll, muß es Tee geben. Und die Dame des Hauses soll ihn selbst servieren. Und der Mokka, den man meist nach dem Essen trinkt, der aber auch wie der Tee im Boudoir gereicht wird? Der Deutsche kennt keinen eigentlichen Mokka. In Deutschland trinkt man schlechten Kaffee. Weil man nicht das rechte Verständnis für das Aroma des guten Kaffees hat. Jeden Mittwoch kommt zu mir ein liebes, kleines, braves Kerlchen, dem seine Eltern den Zwang auferlegt haben, an einer deutschen Universität zu studieren. Und dieser kleine Türke, der sich bloß dadurch von seiner Umgebung unterscheidet, daß er kein Wort deutsch versteht, und sich hier nur französisch verständigt, heißt Mirza Babar Ba Ischaja Mualim. Geschäftig rennt er in meiner Wohnung hin und her, und bald riecht das ganze Haus, als ob Kaffee gebrannt wird. In ganz kleinen Täßchen kommt der Kaffee auf den Tisch, dick wie Sirup, wenn man drei kleine Schlucke davon trinkt, ist es für den, der diese türkische Art Kaffeebereitung nicht gewöhnt ist, vollkommen genug. Und dazu einen Schluck Chartreuse, und es kann kein besseres, stärker anregendes oder aufregendes Getränk geben. Für das Boudoir, wenn man tête à tête sitzt, das gesuchte Getränk — —

Boudoirzauber. — Können Sie sich einen französischen Roman, ein pikantes Theaterstück denken, in dem nicht das Boudoir eine Rolle spielt? Das Boudoir liegt jenseits von Gut und Böse. Sünden, die im Boudoir geschehen, sind keine Sünden, der Ehebruch im Boudoir ist kein langläufiger Ehebruch. Er ist nur das Produkt des ganzen Milieus, das Produkt der Schwüle, der Stimmung, des intimen Zaubers, den das Boudoir einer schönen Frau birgt. Ein Hauch von feinem Parfüm, ein Geriesel von Spitzen, ein Rascheln von Seide, das ist das frou-frou des mondänen Boudoirs. Und dazu die werbenden Augen, das girrende Lachen einer schönen, sündhaften Frau, — Casanova, was willst du noch mehr? — —

Ed Golland.

Käte

Von Grete Massé.

Tagtäglich steht sie vom Morgen bis zum Abend an ihrem Verkaufstisch für Leder- und Galanteriewaren.

Um sie das Gewoge und Geflirre des modernen Warenhausbetriebes. Zwischen den schmalen Gängen, die Verkaufsstand von Verkaufsstand trennten, flutet das Publikum hin und her. Hin und her den ganzen Tag. Man sah schließlich nichts mehr davon als Hüte und unter ihnen bleiche Flecken, aus denen die hellen oder dunklen Lichter der Augen glühten.

Die Fahrstühle hinter dem bronzenen Gitterwerk gingen auf und ab, unaufhörlich auf und ab und beförderten einen Schub Leute nach dem andern in den ersten, zweiten, dritten oder vierten Stock. Wie das Rauschen eines Stromes zogen die Stimmen der vielen Leute vorüber. Beim Nahen der Dunkelheit flammten die elektrischen Birnen auf und ergossen Strahlenbündel von Licht über Seiden und Sammet, Bronzen und Silber, Leder und Porzellan, Spitzen und Gobelins.

Kam Käte heim, wollten sich ihre Augen garnicht mehr gewöhnen an die mit verblaßter abgeschabter Tapete bedeckten vier Wände, an das harte Ripssofa mit den gehäkelten Schonern, den geölten Fußboden ohne Teppich, das Wachstuch, auf dem Mutter in Steinguttellern mit Sprüngen und Rissen die Speisen auftrug.

Tagtäglich sah sie um sich die herrlichsten Sessel aus Leder oder Damast, orientalische Teppiche, Kristall und Gold, tagtäglich lebte sie in einer Umwelt, in der Pracht und Luxus sich ohne Maßen verschwendeten. Und daheim empfingen ihre an Kunst und Luxus geschult und gewöhnt gewordenen Sinne die Häßlichkeit und Nüchternheit des Kleinbürgertums.

„Käte gefällt mir nicht," sagte der Vater zu dem Verlobten, Willi Baum, „die Warenhausluft, das stundenlange Stehen am Verkaufstische haben dem Mädel nicht gut getan. Sie sieht blaß und müde aus. Ihr solltet heiraten, damit Käte herauskommt aus dem Warenhaus . . ."

„Will sie denn?", fragte Willi Baum betrübt. „Schiebt sie nicht den Termin der Hochzeit immer wieder um Wochen, Monate heraus . . ."

„Nur nicht so viel Gefackel machen," sagte der Vater. „Man muß den Weibern mit vollendeten Tatsachen gegenübertreten. Wenn die Wohnung fertig und eingerichtet ist, wird Hochzeit gemacht . . ."

Käte aber entkleidete sich an jedem Abend in ihrer engen Kammer, ohne Licht anzuzünden. Scheu, zögernd, als würde sie belauscht, trat sie vor den Spiegel. Sie wollte sehen, ob ihr Körper nicht schön genug war, um würdig zu sein, Spitzenwäsche tragen zu können, wie sie sie, zu hohen Bündeln aufgeschichtet, sah, Kleider aus pfirsichfarbenem Sammet oder metallglänzendem Atlas, Ketten und Schmuck.

Aber der Spiegel war zu klein, daß er ihre Gestalt nur bis zum Ansatz der Büste wiedergab. Und traumverloren starrte Käte in das halbblinde, rissige Glas und sah den Mondschein schimmern auf ihren weißen Schultern und sah ihre Augen unter dem feinen Gespinst des Goldhaares das bis in die Stirn reichte, so braun und groß, so tiefer Sehnsucht voll nach Schönheit und Glanz.

An einem Maienabend erwartete Willi Baum seine Braut nach Schluß des Warenhauses und führte sie in eine freundliche, kleine Straße. Sie stiegen im rechten Eckhaus vier Treppen empor und kamen an eine Etagentür, die ein Emailleschild mit dem Namen „Willi Baum" trug. Drinnen aber standen Vater und Mutter. Und Vater und Mutter und Bräutigam führten Käte durch eine Küche mit Ausblick auf die Hofseite, in der auch am Tage eine Gasflamme brennen mußte, durch ein Schlafzimmer, dessen Mauern vom Vater mit Kränzen und Herzen bemalt waren, dessen tannene Bettstellen, Schrank und Waschtisch von Willi selbst gezimmert waren, und durch ein Wohnzimmer, dessen Möbel zur Hälfte gleichfalls von Willi angefertigt und vom Vater bemalt waren.

„Dies ist Deine Wohnung," sagte der Vater, „und am ersten Sonntag im Juni ist Hochzeit . . ."

Kätes braune Augen weiteten sich vor Schreck. Das Blut schoß ihr jäh vom Herzen in den Hals, ins Gesicht, bis in die kleine Stirne, überdeckt vom Gespinst des Goldhaares . . .

Ihre Hände verkrampften sich.

„Eher . . ." flüsterte sie, „ . . . . eher . . ."

Aber sie vollendete nicht den Satz, denn des Vaters Auge lag so warnend und drohend auf ihr, daß sie das klopfende Angstgefühl überkam, das sie stets als Kind empfunden, wenn sie nur seinen Schritt auf der Treppe hörte und seine Gestalt im Rahmen der Küchentür erschien.

Am ersten Sonntag im Juni war alles aufs Schönste vorbereitet für die Hochzeit — — die Kuchen dufteten, die Gäste standen und warteten, in des Bräutigams Händen duftete ein schöner Hochzeitsstrauß — — nur die Braut fehlte und kam nicht zum Vorschein.

Als man ihre Kammertüre öffnete, lag dort das weiße Brautkleid von gutem Satin. Kranz und Schleier waren in Stücke gerissen und auf den Fußboden gestreut.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Derby in Paris. Elegantes Publikum aller Nationen drängt sich zusammen . . .

Unter den schönen Frauen wird eine junge Gestalt mit herrlichem Goldhaar und großen, braunen Augen voll Interesse gemustert. Eine echte, weiße Spitzentoilette über maisgelbem Seidengrund, ein Hut, der aus nichts als aus niederrieselnden weißen Pleureusen zu bestehen scheint, im Arm ein Modehündchen erlesenster Rasse . . .

„Das Haar der Geliebten von Takamori ist doch von einem unvergleichlichem Blond," sagt ein Kenner von Frauenschönheit.

„Nicht mehr der Geliebten von Takamori", belehrt ein anderer. „Heute ist sie im Auto des Lord Craven hier vorgefahren. Wer weiß, wer ihr Geliebter von übermorgen sein wird . . . . ."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Warenhaus aber, am Verkaufstisch für Leder und Galanteriewaren steht eine andere Käte und starrt mit schönheitsdurstigen Sinnen und sehnsuchtsgroßen Augen auf Pelzwerk und Sammet, auf Edelsteine und Leder, auf Schuhe, Schildpattkämme, Spitzenwäsche und all den Luxus, der sie zu höhnen scheint und der ihr entschwindet, wenn sie die kleinen Hände sehnsüchtig nach ihm ausstrecken will . . . .

Die liebliche Ecke

Von dem Raubüberfall an der Teichstraße, dem vor einigen Tagen ein Dresdener Ehepaar zum Opfer fiel, berichteten bereits die Tageszeitungen. Das Ehepaar fand auf der Zimmersuche alle Hotels besetzt. Ein junger Kerl drängte sich heran und versprach den gutgläubigen Leuten, ihnen ein Zimmer zu beschaffen. Führte sie durch die Teichstraße zur Bohrauerstraße, und am Ende dieser Straße stürzte sich der Kerl auf den Herrn, zwei andere Gestalten kamen aus dem Hintergrunde und suchten der Frau die Handtasche zu entreißen. Bei dem sich entspinnenden Ringen kamen der Frau zehn Zehntausendmarkscheine aus der Handtasche abhanden. Durch das Hinzukommen von Passanten wurden die Räuber erschreckt und liefen davon.

So bedauerlich dieser Fall an und für sich ist, so nützlich ist es, daß die Oeffentlichkeit mal wieder etwas von den Sicherheitszuständen an der lieblichen Ecke an der Teichstraße zu hören bekommt. Die Schupo patrouilliert dort würdig auf und ab. Doch die Damen und Herren der Straße stehen dort noch immer in dichten Haufen und beherrschen die ganze Gegend. Es stehen dort Kavaliere herum, die nur auf die Gelegenheit warten, etwas zu fleddern. Kein Passant geht dort unbelästigt vorüber. Selbst die Sittenmädchen haben Angst vor den Gestalten, die dort stehen und, die Hände in die Hosentaschen gebohrt, auf eine Gelegenheit warten, einen Harmlosen auszuräubern. Die Polizei kann sich da mit den üblichen Mitteln nicht durchsetzen. Kaum ist die Razzia vorüber, steht die Ecke wieder voll von den Kavalieren. In England trägt die Polizei handfeste Gummiknüppel. Es ist bedauerlich, daß das Polizeipräsidium nicht über einen Stoßtrupp von vielleicht fünfzig tüchtigen Beamten verfügt, die mit Gummiknüppeln ausgerüstet sind. Vielleicht gelänge es dann, die liebliche Ecke Teichstraße—Gartenstraße und die ganze anliegende Gegend von den zweifelhaften Zeitgenossen, die hier auf Raub ausgehen, zu säubern.

Mein Testament

Wenn ich einmal begraben bin,
Dann möcht' ich nicht mehr weiter leben;
Laßt mich nur liegen, wo ich bin;
Ich möchte mich nicht mehr erheben.
Wenn ich mich durch dies Hundedasein
Mit Fleiß und Schweiß hindurchgehetzt,
Dann laßt mich schön in Ruhe da sein,
Wo man mich gramvoll beigesetzt,

Denn, wer wie ich des Lebens Jammer
So gründlich ausgekostet hat,
Der sehnt sich nach der dunklen Kammer,
Wo er für immer Frieden hat.
Wer Lust hat, mag noch weiter gehen:
Ich aber bin nun lebensmatt
Und wünsche nicht mehr aufzustehen;
Ich hab' den faulen Zauber satt.

Und wenn auch die Posaunen blasen,
Ich hör' mit halbem Ohre drauf
Und bleibe ruhig unterm Rasen
Und steh' auf keinen Fall mehr auf.
Es scheint mir wirklich hier das Beste,
Ich bleib' bei dem Spektakel stumm
Und dreh' mich höchstens zum Proteste
Mal auf die andre Seite rum.

Denn noch ein zweites Mal zu leben,
Ich kann kaum sagen, wie mir graut;
Fast möchte ich mich übergeben,
So schaudert mir die Gänsehaut.
Mit geiz'gen Onkeln, alten Tanten
Streit' ich mich nicht zum zweitenmal,
Und meine frommen Anverwandten
Sind sicher doch im Himmelssaal.

Und so viel andere Gesichter,
Die ich hier immer ungern sah,
Die krächzen vor dem Sündenrichter
Ihr sklawisches Hallelujah;
Mit diesen Kriechern, Frömmlern, Hunden
Möcht' ich nicht mehr zusammen sein.
Da bleib' ich doch schon lieber unten
In meinem stillen Grab allein.

Müßt' ich jedoch auf alle Fälle
Aus meiner Dichtergruft heraus,
Dann ging' ich lieber in die Hölle
Freiwillig ohne Furcht und Graus
Und sagte: „Guten Tag, Herr Teufel,
Ich seh's Euch an der Nase an,
Ihr sucht gerade ohne Zweifel
Zum Kartenspiel den dritten Mann."

Der Teufel, soweit ich ihn kenne,
Ist nämlich immer sehr galant;
Zwar hat er etwas grobe Zähne,
Indes, das macht ihn interessant.
Er [illegible] ein lustiger Geselle,
Der Lebemannsmanieren kennt,
Und seit jeher war aus der Hölle
Die Langeweile streng verpönt.

Doch, wie gesagt: Am liebsten bliebe
Ich schon in meinem kleinen Grab;
Das Nichtstun war stets meine Liebe,
Und darin geht mir hier nichts ab.
Wenn ich einmal begraben bin,
Dann möcht' ich nicht mehr weiter leben;
Laßt mich nur liegen, wo ich bin;
Ich möchte mich nicht mehr erheben.

Arfeld.

Hundebraten

Wenn man die Nikolaistraße zum Königsplatz hinauf entlanggeht, kommt man an der Weißgerbergasse vorbei, dem romantischsten Stückchen Erde, das wir hier in Breslau haben. Alte Häuser, in denen jetzt zum Teil Lumpenkeller sind, ein oder zwei Kneipen, in denen die hier wohnenden Sittenmädchen und ihr Anhang verkehren, und in jedem der Häuser etliche Dirnenwohnungen. Vor den Haustüren stehen sie, an allen Ecken und Winkeln, und warten auf den Mann, der hier, in diesem Milieu bei diesen Gestalten, ein galantes Abenteuer sucht.

Unten hinter der Weißgerbergasse fließt die Oder. Nachts kann man sich kein schöneres Stimmungsbild denken als dieses Stückchen Alt-Breslau. Die Straße liegt tot und still. Ab und zu torkelt ein Betrunkener vorbei, ab und zu rollt eine Droschke vorüber. Unten rauscht dumpf die Oder. Träge ziehen die Wellen dahin. Der Mond spiegelt sich im Wasser und leuchtet so gelb und bleich wie die gefärbten strohgelben Haare der Sittenmädchen, die noch jetzt, in tiefer Nacht, vor den Türen stehen.

Drei Uhr nachts. Ich komme aus einem Lokal und gehe mit zwei Begleitern die Gegend dort unten an der Weißgerbergasse entlang. Kein Mensch in weitem Umkreis, kein Geräusch als das dumpfe Rauschen der Wellen. In einer Ecke auf einem kleinen, freien Platz sehen wir ein Feuer brennen und gehen leise hin. Um ein kleines Holzfeuer sitzen zwei Gestalten, Vagabunden, und wärmen sich die Hände. Dann stellen sie drei Klötzer um das Feuer und stellen darauf einen zerbeulten Kessel mit Wasser. Und greifen dann nach etwas Dunklem, das neben ihnen lag. Wir können erst nicht erkennen, was es ist. Dann rücken sie näher ans Feuer, man kann erkennen, was der eine auf den Knien liegen hat: einen — toten Hund, einen schwarzen Dackel. Mir läuft es kalt über den Rücken. Mit einem Taschenmesser häutet der eine das Tier ab, der andere legt Holz auf das Feuer. Und dann zerlegen sie den Hund weidgerecht, werfen das Innere beiseite, gehen an die Oder das Fleisch waschen, reiben es am Ufer erst einmal mit Sand ab, und nach einer Viertelstunde liegt das Fleisch bereits im Topfe. Indessen beschäftigen sich die beiden mit dem Fell, das sie säubern und zum Trocknen auf einen Stein legen. Und nach einer Stunde schneiden die beiden Vagabunden bereits eine weichgekochte Hundekeule an, bestreuen sie mit Salz oder Pfeffer, ziehen ein Stück Brot aus der Tasche und soupieren. Mir dreht sich der Magen um. Also geschehen am Freitag, den 5. Januar 1923 nachts gegen ¼4 Uhr.

Es werden täglich in Breslau Hunde gestohlen. Daß die Diebe dies nicht zum Sport, aus Liebhaberei tun, ist klar. Die Tiere werden abgemurkst, das Fell verkauft und das Fleisch gegessen. Für einen Hundebraten wird nicht jeder zu haben sein. Doch der Hund ist ein sauberes, appetitliches Tier. Und Leute, die sich Schweinebraten leisten können, essen ja schließlich kein Hundefleisch. Hunderte von armen Leuten verschmähen heute einen Hundebraten nicht. Fleisch ist für sie Fleisch. Und ein garniertes Schnitzel von einem gutgenährten Mops hat vielleicht für Kenner auch seine Vorzüge. Doch hoffentlich sind die Zeiten noch weit entfernt, in denen wir im Restaurant auf der Speisekarte zwischen Gänsebraten und Kalbsfrikassee auch Dackelkotelett verzeichnet finden — — —.

Au Backe!

Als Kaiser Wilhelm II. mit der Kaiserin und großem Gefolge seine Orientfahrt machte, wollte er das Heilige Land und Aegypten besuchen. Die Reise nach Aegypten unterblieb jedoch, weil sich Etiketteschwierigkeiten zwischen dem Khediwe und Lord Cromer ergaben. Dafür schob der Kaiser den Besuch in Konstantinopel ein — „von dem der Sultan mit Schrecken hörte", berichtet Graf Waldersee. Aber der Padischah und Kalif war ein höflicher Mann, und die Majestäten fühlten sich sehr wohl am Goldenen Horn. Wenn schon, denn schon, dachte die Kaiserin Auguste Viktoria und sprach den Wunsch aus, den Harem des Großtürken zu besuchen. Der Hofprediger Kögel glaubte davon abraten zu müssen, fiel aber ab und auf kurze Zeit in Ungnade. Die Kaiserin nahm ihren Kammerherrn und Oberhofmeister Freiherrn v. Mirbach, der nicht weniger fromm war als der Hofprediger, und ließ sich von ihm zum Palast der Sultanfrauen begleiten. An der Pforte werden sie feierlich begrüßt; mit über der Brust gekreuzten Armen verbeugt sich der Obereunuch bis zur Erde vor der Majestät, und dann reicht er die Rechte dem Freiherrn v. Mirbach: „Salem aleikum, Herr Kollege!" So steht es nicht bei Waldersee, hat sich aber getreulich zugetragen. Der alte Herr v. Seckendorff war Zeuge.

Mampe! Kennen Sie die Mampe-Stube in der Dorotheengasse? Gehen Sie schleunigst hin. Das Lokal ist intim und elegant, das richtige gemütliche Nest, wo man einen guten Mampe-Schnaps trinken kann. Der Wirt ist ein patenter Mensch. Das Publikum, das dort verkehrt, ist gut. Außer mir. Und an der Bar mixt man einen vortrefflichen Tropfen. Also ein Grund nach dem anderen, mal hinzugehen. Zithermusik ist auch da. Was brauche ich noch große Reklame für dieses Lokal zu machen? Gehen Sie selbst hin, berufen Sie sich auf mich und Sie werden gut aufgenommen werden. Emmeß. E. G.

Redaktions-Briefkasten

B. B. Ein Mädchen kann nicht deswegen unter Sittenkontrolle gestellt werden, weil es ein- oder zweimal von einem Manne Geld nahm. Es muß gewerbliche Unzucht vorliegen, was im vorliegenden Fall nicht zutrifft. Bevor ein Mädchen der Sittenaufsicht unterstellt wird, erhält es gewöhnlich erst eine Verwarnung und Bewährungsfrist. Am besten, Sie sprechen mal in der Redaktion vor.

N. N. Anonyme Mitteilungen sind für mich vollkommen wertlos. Wenn Sie nicht den Mut haben, derartige Behauptungen, wie Sie sie gegen einen angesehenen Kaufmann vorbringen, mit Ihrem Namen zu decken, behalten Sie Ihre Neuigkeiten für sich.

Astor. Die Spielklub in der Fr. . . straße und seine Gäste sind mir bekannt. Es wird dort fair gespielt; lassen Sie die Leute ihr Vergnügen haben. Besuchen Sie mich in der Redaktion.

R. Z.-Dresden. Die erschienenen Nummern der „Nachtpost" können nur zum Teil nachgeliefert werden. Komplette Serien sind nicht mehr vorhanden.

Die Welt, in der man sich nicht langweilt

Hotel Adlon und Esplanade, jene beiden weltbekannten mondänen Stätten Berlins, in denen sich die ganze große, exquisiteste Gesellschaft der ganzen Welt ein Rendezvous gibt. Vom rheinischen Schlotbaron bis zum bolschewistischen Volkskommissar, vom indischen Maharadscha bis zum amerikanischen self-made-man, von der alten österreichischen Fürstin bis zur brillantengeschmückten Pariser Demimondäne trifft sich hier alles, was an Vermögen, Namen und Schönheit eine Welt für sich bildet. Der „Roland von Berlin" gibt eine packende Skizze aus dem mondänen Leben im „Esplanade":

Das „Esplanade" ist für Berlin (neben dem „Adlon", selbstverständlich!) augenblicklich, was etwa Ritz für Paris. Dort gesehen zu werden, sei es zum Lunch, sei es zum Five o'clock gehört zum guten Ton, für die ganze wie die — dividierte Welt, für alte Reiche wie „Raffkes". — Natürlich geht es mir, wie es dir bei Adlon erging: ich kenne das ganze Haus, seine Stammgäste wie seine flüchtige Kundschaft, seine Historie und seine — Histörchen. Wir sind exotisch und erotisch; wir sind politisch und schwerindustriell; wir sind wichtig und nichtig; — kurz: wir sind alles und haben alles; und ohne uns wäre Berlin nicht Berlin. Wenigstens nicht das Berlin, das die „Chemie des Weltbürgertums", wie Du die gesellschaftliche Internationale nanntest, heute schätzt und bevorzugt.

Den „Clou" unseres Hauses — sozusagen die Sensation der Sensationen — bildet gegenwärtig ein indisches Fürstenpaar, das alle Märchenpracht der tausendundeine Nächte und des Kinos auf sich vereinigt. Seine Hoheit, der Maharadscha of Baroda und Ihre Hoheit, die Maharani, nebst einem schier unübersehbaren Gefolge von mokkafarbenen Dienern und Dienerinnen in Turbanen, Schleiern und fließenden Gewändern! — Der echte Maharadscha ist viel dekorativer als Konrad Veidt es im Film war, und die Maharani, obwohl schon in der zweiten, dritten oder vierten Jugend, hat den schwermütigen Charme ägyptischer Königstöchter; und außerdem besitzt sie die schönsten (nahezu unglaubwürdigen) Perlen der Erde, die sie in langen, vielverschlungenen Gewinden um ihre üppigen Glieder gürtet. — Es fällt natürlich schwer, mit dem Glanz und den Schätzen beider Indien zu wetteifern. Und doch: „Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis." Drei Europäerinnen schlagen selbst die indische Hoheit mit den Märchenaugen und den Märchenperlen aus dem Felde. Die drei schönsten Frauen des Hotels, alle drei jung, alle drei brünett, alle drei überelegant, immer nach der Mode von übermorgen gekleidet. Da ist erstens die scharmante Gattin des Bankiers Günsburg, die schon im Vorjahr auf den allabendlichen Bällen des Hotels berechtigtes Aufsehen erregte, *zweitens eine rassige Oesterreicherin, die bisher den Namen ihres ersten Gatten Ettrich trug, aber jüngst geschieden, sich soeben mit dem Großindustriellen Eißner aus Breslau vermählt* hat, und drittens die blendende, impetuose Frau des Bankiers Herzenberger aus Moskau, die nächst der „Lieblingsfrau des Maharadscha" über die zweitherrlichsten Perlenschnüre der Welt zu verfügen scheint. Diese drei Schönheiten, von denen immer die eine die andere handikapt, sind nach außen „Hors de concours"; sie kennen einen Wettbewerb höchstens untereinander. Ein moderner Paris aber dürfte in Verlegenheit geraten, welcher der drei Schönen er den Apfel reichen solle.

Du wirst Dich vielleicht wundern über die ein wenig östliche Namensfärbung der drei Gebieterinnen im Reich der Schönheit. Aber — „il n'y a pas de quoi" — denn der Osten ist Trumpf bei uns. Insbesondere „Mütterchen Rußland" in allen Schattierungen — von den Monarchisten strengster Observanz bis zu den bolschewistischen Volkskommissären — spielt eine dominierende Rolle im Hotel. Gesellschaftliche Veranstaltungen großen Stiles sind fast immer moskowitischen Ursprungs. So gab es kürzlich einen Ball von zweitausend Personen im Hause. Gastgeber: Graf und Gräfin Medem. Zaristische Russen baltischen Ursprungs. Zweck der Veranstaltung: Die Unterstützung russischer Studenten. Als Gäste ausschließlich Russen. Was man als Zaungast von dem Fest erspähte, war ein beispielloser Luxus, eine feenhafte Pracht an Toiletten und Geschmeiden — Annähernd ebenso elegant wirkte der Einzug der Gäste zu einem „intimen" Tanzabend von etwa zweihundert Personen, zu dem ein reiches russisches Bürgerpaar, Herr und Frau Grübow, seine Landsleute geladen hatte. — Es wäre übrigens falsch zu meinen, daß nur die russischen Emigranten die Allüren der großen Welt so virtuos beherrschen. Unser Hotel beherbergte die Mitglieder der Sowjetregierung, die Herren Tschitscherin und Litwinow nebst Suite; und selbst in den vielgewöhnten, vielverwöhnten Räumen des Esplanade fielen die exquisiten Frack- und Smoking-Schnitte der Herren Volkskommissäre auf. Auch hat man hier Gelegenheit, von Leuten, die aus Moskau und Petersburg kommen, zu hören, wie erstaunlich rasch dort Wohlleben und Luxus wiedererstehen. — In Moskau ist die offizielle Polizeistunde 2 Uhr nachts. Sie ist aber nur dazu da, überschritten zu werden, denn in Moskau wird — tuot comme chez nous — die ganzen Nächte hindurch getanzt. Die Kabaretts und Tingeltangel sind allenthalben in Hochbetrieb; die Frauen sind putzsüchtiger denn je; Pelze, Perlen und Parfümerien sind im Ueberfluß zu haben; im Restaurant „Empire" konzertiert eine Kapelle von achtzehn Mann, unter Leitung des Deutschösterreichers Krisch, der ehedem im Esplanade zu Diner und Tanz aufspielte. Die Rubel fliegen nur nach Millionen... "So leben sie, so leben, so leben sie alle Tage..." Sie! — Wer? — Die Bolschewiken, die das Eigentum abschafften und dem Kapital den Krieg ansagten. — Will man den Erzählungen dieser Augen- und Ohrenzeugen Glauben schenken, so scheint es allerdings, daß das Eigentum nur die — Eigentümer gewechselt hat, und daß das Kapital bereits wieder eine fröhliche Wiedergeburt feiert.

Beiläufig: Auch die Hüter und Wächter unserer neuen Staatsform und Gesellschaftsordnung vermischen sich nicht ungern mit den Vertretern üppigerer Lebensgewohnheiten. So sieht man gerade in unserem Hotel als häufige Gäste den jetzigen Polizeipräsidenten Richter, der besonders eng befreundet scheint mit einem opulenten holländischen Großbankier, Herrn Barmat aus dem Haag, ferner den früheren Polizeipräsidenten *Ernst*, desgleichen den ehemaligen preußischen Ministerpräsidenten *Hirsch* sowie den vormaligen sozialdemokratischen Reichskanzler *Hermann Müller*. — Weniger verwunderlich als diese Großwürdenträger früherer Regierungen und — besitzfeindlicher Parteien hier zu sehen, wirkt es, daß die gegenwärtige Regierung, an ihrer Spitze der Reichskanzler Cuno, eifrig im Hause verkehren. Schließlich: die Weltwirtschaft, aus der doch Herr Cuno, ebenso wie sein bisheriger Mitarbeiter, der bei uns logierende, epikuräisch dreinblickende Herr v. Holtzendorff, herkommt, ist ja in unserem Hotel recht prominent vertreten. Herr Hugo Stinnes, der Diktator, Imperator und Sozialistenschreck, der immer wieder durch die Einfachheit, um nicht zu sagen: Aermlichkeit, seines Auftretens verblüfft (oder „blufft"?), Herr Geheimrat Othmar Strauß aus Köln, um dessen Haupt ebenfalls eine goldene — Aureole flimmert und schimmert; der vielumstrittene Milliardär Castiglione aus Wien, der reichbegüterte Baron Oskar Rosenberg, früher ungarischer, jetzt jugoslawischer Nationalität; sie alle haben ihre ständigen Appartements in unserem Hause; und nicht selten sieht man die hochmögendsten und hochgemutesten Berliner Bankherren in ihren patrizischen Pelzen und vornehmen Gehröcken, den Privatsekretär mit der schweinsledernen Aktenmappe hinter sich, zu geheimen und noch geheimeren Konferenzen mit den allmächtigen Kapitänen von Handel und Wandel eilen. Man hat manchmal das Gefühl: von hier aus spinnen die Fäden, die uns mit der wirklichen Welt verbinden; von hier aus werden Machtströme versandt, deren Bahn uns unbekannt bleibt und deren Ziel irgendwo in einer blauen Ferne, jenseits eines Ozeans liegen mag.

Wesentlich zusammengeschrumpft ist der Kreis derer, die ehedem als Stammgäste des Hotels Esplanade zu gelten hatten, die exklusive Kaste des Hochadels. Nur einige karge Reste „noch zeugen von geschwundener Pracht". Da ist Prinz Max zu Hohenlohe mit seiner schönen blonden Gattin aus der bürgerlichen Dynastie der — Bleistift-Faber — Prinz Kraft zu Hohenlohe, der berühmte Tänzer — die bejahrte Fürstin Hohenlohe, geborene Hatzfeldt (die auf den paradoxen Rufnamen „Baby" hört, nebst der Schwiegermutter ihrer Tochter, der alten Gräfin Sierstorff. — Der Markgraf Pallavicini trachtet hier mit Erfolg, zu vergessen, daß er verheiratet war (mit einer Tochter des Hauses Weinberg aus Frankfurt, die sich scheiden ließ, um den jungen Grafen Münster zu ehelichen). Gräfin Schleel Plessen, Graf Eichstädt, der reiche Großgrundbesitzer, mit seiner Frau, und noch ein paar Plessens und Platens und Fuggers und ihresgleichen bilden abgeschlossene, sich selbst abschließende Inselchen in dem brandenden Ozean neuer Zeit und neuer Menschen. — Wenn, wie kürzlich einmal, der Prinzgemahl der Niederlande oder sonst ein erlauchtes Haupt mit ihnen unter einem Dach weilt, dann fegt plötzlich ein jäher Sturm des Wachens und Wallens durch alle die Herrschaften. Dann schwärmen sie auf und aus wie ein Bienenstock in der Zeit des Hochzeitsfluges. — In solchen Tagen sieht man übrigens auch den Prinzen Eitel Friedrich viel im Hause, ebenso wie Deinen „Adlon-Prinzen" Joachim-Albrecht mit seiner zweiten Frau, die auch hier, durch die Tiefe ihrer Decolletées und die Reinheit ihrer . . . Perlen von sich reden macht.

Dabei ist der Hochadel, seit er „numerus clausus" ist — abgeschlossen in seiner Zahl — (nicht umsonst habe ich juristische Freunde) im Wert beinahe so hoch gestiegen, wie ausländische Währungen. „Man" — alte und neue Gesellschaft — reißt sich daher auch schon wieder sehr um ihn; und die exklusiven Vereinigungen, wie zum Beispiel der „Boston-Club", der jeden Sonnabend hier im Kaisersaal seine Tanzsoiree gibt, wimmeln bereits wieder von Komtessen, Baronessen, „Herren von und zu". — Wer ganz sicher gehen will, der hälts mit einem echten rechten Krautjunker nebst hochgeborener Sippe, sowie etwelchen Eisen- und Schlotbaronen auf der einen Seite; — ein paar Revolutionsministern und republikanischen Staatsmännern auf der anderen Seite und tauscht außerdem diskrete Händedrücke mit den Radikalinskis von ganz rechts und von ganz links. Denn schließlich: man kann nie wissen . . .

Eine Sommernacht

Eine schwüle heiße Sommernacht lastet über dem Westen Berlins. Feiner Staub eines auf der blanken Asphaltstraße dahinsausenden Autos einer der reichen Berliner W.-Schieber mischt sich in den Duft der vor mir im Mondlicht schlafenden Blumen. Ich sitze auf einer Bank im Tiergarten. Wie ich hierhergelangt bin weiß ich selbst nicht mehr. Einsam fühle ich mich. Ich liebe die Einsamkeit. Oder belüge ich mich selber? Wozu immer grübeln, was nützt das Philosophieren, Du änderst die Welt ja doch nicht.

Ein Geräusch läßt mich aufhorchen. Mühsam hebe ich den Kopf. Ach so, ein Pärchen. Ich hatte ganz vergessen, daß ich mich im Tiergarten befand. Es sind Julinächte und Gott Eros schürt das Feuer mit brennender Fackel in der Hand. „Wirst Du mich aber auch immer lieb haben?" flüstert eine zarte, weiche Mädelstimme. Im Schein des Mondlichtes sehe ich zwei schlanke Fesseln, ein Paar hauchdünne Seidenstrümpfe schmiegen sich an ein kleines, feines Mädchenbein. Zwei Schatten halten sich eng umfangen, und leise stöhne ich auf. Neidisch blicke ich auf die zwei, die sich lieb haben dürfen Neue Schritte auf dem Kies. Ein anderes Pärchen. Der Begleiter des ersten Mädchens zögert einen Moment. Plötzlich gibt es ein Erkennen. Halloh! Was macht Ihr denn hier?" — „Dasselbe was Du auch tust", entgegnet der andere. „Kommt, wir gehen zu mir nach Haus', da können wir alle vier . . . ." und aus seinem Munde kommt eine gemeine Zote. Die Mädels kichern hell auf; unter Scherzen und derben Witzen entfernen sie sich.

Es ist wieder still geworden im Tiergarten. Der Mond verbirgt sich hinter einer Wolkenwand, als schämte er sich des eben Gehörten. Trotz der Hitze fröstelt mich. Ich denke an mein liebes blondes Mädel daheim. Zwei Blauaugen schauen mir heiß ins Gesicht, und der kleine sanft geschwellte Mund bietet mir seinen Gruß. In Gedanken presse ich die liebe kleine Hand. Ich bin nicht mehr neidisch!

Richard Hellmann

Gefunden

Zum Verschlafen war die Nacht zu schön.
Irgendwo erdröhnten dumpf elf Schläge,
Und mein Blut schlich so phlegmatisch-träge —
Da beschloß ich, in die Nacht zu gehn.

Leere Straßen, Gassen maß mein Schritt;
Schon geneigt, mißmutig umzudrehen,
Blieb ich plötzlich angewurzelt stehen.
Sprach nicht irgendjemand wo: Komm mit!

Mollig schmiegt sich etwas mir heran,
Ich empfinde weiche Mädchenhände,
Und wie ich den Blick zur Seite wende,
Lacht ein Backfisch mich keck-schelmisch an.

Wanderten zur toten Stadt hinaus,
Und im Schutze guter Geister träumten
Wir, wo Rosen einen See umsäumten,
Unsern Traum vom Paradiese aus.

Arfeld.

---

hatten. War doch bis zum 9. November 1918 die „Deutsche Bundesakte von 1815" im Gebrauch, die den standesherrlichen Familien feierlich zusicherte, daß sie die bevorzugteste Untertanenklasse bilden sollten, namentlich in Ansehung der Besteuerung. Sie hatten ihren eigenen privilegierten Gerichtsstand und konnten von keinem bürgerlichen Gericht zur Verantwortung gezogen werden. Ferner waren die Standesherren von aller Militärdienstpflicht befreit!

Dazu kommt, daß den hohen Herren in Preußen wie in den meisten großen Bundesstaaten auch die erbliche Mitgliedschaft in der Ersten Kammer zustand. Im Preußischen Herrenhause saßen bis 1918 an erblichen Mitgliedern: das Haupt der fürstlichen Familie Hohenzollern, 22 ehemals reichsständische Herzöge, Fürsten und Grafen, 15 Herzöge, Fürsten, Prinzen, Grafen und Standesherren, die zur Herrenkurie des vereinigten Landtages berufen waren und 42 Herzöge, Fürsten, Grafen und Freiherren, denen das erbliche Recht auf einen Sitz im Herrenhause verliehen worden war. Dazu kamen dann noch die Inhaber der vier großen höfischen Landesämter in Preußen: Landhofmarschall, Kanzler, Obermarschall und Oberburggraf und außerdem noch eine ganze Menge von Fürsten, Prinzen und anderen Adeligen, die vom preußischen Könige aus besonderem „allerhöchsten Vertrauen" berufen worden waren. Es war also ein reines Raritätenkabinett, das im Herrenhause saß, und oft genug ist es respektlos eine Mumiensammlung genannt worden.

All diese Vorrechte sind nun dahin, sind wie Spreu vor dem Winde zerstoben. Sind auch die Adelstitel geblieben, so sind sie doch nicht mehr Anwartscheine auf hohe Aemter und Offiziersstellen. Nur wenige Adelige haben sich in hohen Staatsstellungen zu behaupten vermocht, am meisten noch beim Militär, das ja von jeher eine Domäne des Adels war.

Es ist endgültig vorbei mit der Herrlichkeit des Adels in Deutschland. Und das ist nur gut so, denn die einseitige Bevorzugung einer kleinen Kaste ohne Rücksicht auf Begabung war eine Schande für das deutsche Volk.

VI.

Der Adel im Auslande.

Ich erwähnte schon vorhin, daß in Oesterreich und der Tschechoslowakei der Adel aufgehoben worden ist. In der Tschechoslowakei ist man sogar noch weiter gegangen und hat die uralten böhmischen Magnatengeschlechter, vor allem die Fürsten Lobkowitz, Fürstenberg, Clary, Thun, Collaredo und Windisch-Graetz ihres gewaltigen Grundeigentums enteignet und dasselbe unter die Bauern verteilt.

Noch radikaler ist man in Rußland zu Werke gegangen. Die dortigen alten Bojarengeschlechter, insbesondere die Fürsten Trubetzkoi, Narischkin, Urussow, Bagration, Romanowskij, Schachowskoj, Dolgorukij, Bjeloserski, Orlow und andere wurden vertrieben, ja ein Teil von ihnen wurde von den erbitterten Bauern, die jahrhundertelang von den Bojaren ausgeplündert worden waren, totgeschlagen. Der Rest flüchtete ins Ausland.

Ist in Rußland der Adel für immer erledigt, so ist er in Polen obenan. Der polnische Adel, Szlachta genannt, ist im Besitz fast sämtlicher Staats- und Militärstellen, die großen und mächtigen Fürstenfamilien, die Radziwill, Czartoryski, Lubomirski, Sapieha und die Grafen Potocki, Zamojski, Szeptycki sind die Herren der Situation. Allerdings ist es nicht ausgeschlossen, daß einmal in Polen ein ähnlicher Ausbruch des Volkszornes gegen die übermütigen Szlachzizen erfolgt, wie in Rußland.

In England, Frankreich und Italien spielt der Adel längst nur noch eine dekorative Rolle. In England sitzt er zwar ganz allein im Oberhaus, dem „house of lords", aber dafür hat auch das Oberhaus nahezu nichts mehr zu sagen. Auch der englische Adel wird in einen hohen, die Lords, und einen niederen, die Knights (Ritter) eingeteilt. Zu den Lords gehören die Dukes (Herzöge), die Marquesses (Markgrafen), die Earls (Grafen) und Viscounts (Vizegrafen), sowie die einfachen Lords. Die Knights führen die Anrede „Sir", der immer der Vorname des Betreffenden zu folgen hat. Man kann also, wenn man von dem früheren englischen Schatzkanzler spricht, niemals Sir Horne, sondern man muß stets Sir Robert Horne sagen. Der englische hohe Adel zeichnet sich durch ungeheuren Reichtum aus. So gehören die Herzöge von Westminster, Norfolk, Northumberland, Marlborough und Berwick zu den reichsten Familien Europas.

In Frankreich hat der Adel, soweit er nicht unter der Guillotine während der großen Revolution geendet ist, nichts mehr zu sagen, genießt aber in der Gesellschaft ein großes Ansehen. Er gliedert sich in den Adel des „ancien régime" und in den von Napoleon neugeschaffenen Verdienstadel. Seine Rangstufen sind Prince (Fürst), Duc (Herzog), Marquis (Markgraf), Comte (Graf), Vicomte (Vizegraf), Baron (Freiherr) und Chevalier (Ritter). Unter dem Adel des „ancien régime" sind die angesehensten Familien die Fürsten-Herzöge von Rohan, die Herzöge von La Rochefoucauld, von Talleyrand-Périgord, von Broglie und von Chalais, unter dem napoleonischen Adel sind es die Fürsten von Wagram, von Auerstedt, von der Moskwa, von Eggmühl, die Herzöge von Rivoli, Tarent, Abrantès, Castiglione und Raguse. Wie schon aus den Namen hervorgeht, sind die Fürstentitel, die der große Korse seinen Marschällen verlieh, nach den Schlachtfeldern benannt, auf denen sie gesiegt hatten. Dazu gesellen sich noch die Prinzen Murat und die aus Frankreich verbannten früheren Regentenfamilien Orléans-Bourbon und Bonaparte.

Gerade das französische Beispiel zeigt, wie wetterwendisch das Glück ist. Die Nachkommen Louis XIV., des roi soleil, der einst das große Wort aussprach: „L'état c'est moi!" irren verbannt in der Fremde umher, und in den Schlachten vor Verdun fiel als gewöhnlicher Leutnant ein Fürst und Herzog von Rohan, der Nachkomme jenes wahnwitzig stolzen Geschlechts, an dessen Pariser Palais noch heute der stolze Wappenspruch dieses ältesten Geschlechts Frankreichs in Stein gemeißelt steht:

„Roi ne puis,
Duc ne daigne,
Rohan je suis!"

Aehnlich liegen die Verhältnisse in den anderen Ländern. Eine Ausnahme macht darin nur Spanien, dessen Adel neben der männlichen auch die weibliche Erbfolge kennt. Wenn also eine spanische Duquesa (Herzogin) oder Condessa (Gräfin) einem Bürgerlichen oder niederen Adeligen die Hand reicht, so wird er dadurch selbst Graf bezw. Herzog und nimmt Namen und Titel seiner Gattin an.

Die Türkei endlich kennt keinen erblichen, sondern nur einen Verdienstadel, der lediglich auf die Person beschränkt ist und mit dem Tode des Dekorierten erlischt. Mit dem Majorsrang bezw. dem eines Mutessarifs (Landrats) erhält der Betreffende den Titel Bey, mit dem Minister- oder Generalsrang wird er Pascha, mit dem Rang des Großwesirs ist das Prädikat Hoheit verbunden.

Die Zeiten haben sich geändert, die sozialen Verhältnisse haben sich geändert. Es sind Ueberreste aus den alten Zeiten des Feudalismus, die im heutigen Adel noch übriggeblieben sind, jenen Ruinen vergleichbar, die von den stolzen Ritterburgen der Ahnen des Adels übriggeblieben sind. Tempora mutantur.

Maxim.

Aus der Kaschemme

Sonntag abend in einer kleinen Kneipe in der Altbüßerstraße. Wie immer Hochbetrieb, das Lokal ist voll von mehr oder weniger angetrunkenen Sittenmädchen und ihrem Anhange. Ein Harmonikaspieler und Tiersttimmen-Imitator kommt in das Lokal und macht den richtigen Mech-Mech. Ein Hunderter nach dem anderen fliegt ihm in den Hut, die Halbwelt läßt sich nicht lumpen. Als angenehme Abwechslung sitzen in der Runde der Zuhälter und Kontrollmädchen zwei bekannte Kriminalbeamte der Sittenpolizei. Sie fahnden nach Sittenmädchen, die sich unentschuldigt der Kontrolle entzogen haben. Schweigsam sitzen die Beamten da und lassen ihre Blicke durch das überfüllte Lokal schweifen. Sie kennen jeden Menschen, der hier im Lokal verkehrt. Den alten Sittenmädchen, die sich nichts zuschulden kommen ließen, tun sie nichts. Doch wenn irgend so eine heimliche Prostituierte kommt, die schon jahrelang ihr Gewerbe betreibt, ohne daß die Polizei ihr etwas Positives nachweisen kann, machen die Beamten ganz unauffällig ihre kurze Notiz. Wenn dann genügend Belastungsmaterial gegen eine der „Heimlichen", der noch nicht unter Polizeiaufsicht stehenden Straßenmädchen, vorliegt, unterstellt sich Polizei die Frau zwangsweise der Kontrolle. Jeder Beamte kennt die alten, übten „Heimlichen", die gefährlichen und raffinierter sind als jedes Kontrollmädchen. Doch es ist schwer, diesen mit allen Wassern gewaschenen Frauen etwas nachzuweisen.

Hinter dem Büfett steht der Wirt des Lokales und gießt einen Schnaps nach dem andern ein. Ein halbes Dutzend Sittenmädchen und ihre Liebsten stehen um den Schanktisch. Und der Wirkt unterhält sich mit diesen seinen Stammgästen, die täglich bei ihm verkehren. Und engagiert auch eins der Sittenmädchen, das vor dem Büfett einen Schnaps nach dem andern trinkt, zum Tanz. Und mitten im Tanzen zieht er es in eine Ecke, haut dem Mädel drei furchtbare Maulschellen, reißt ihm mit einem Handgriff die Bluse auf und zieht aus dem Halsausschnitt — drei Likörgläser. In dem Gedränge hatte das Mädchen beim Trinken die Gläser in den Halsausschnitt gleiten lassen und wäre so zu einem billigen Likörservice gekommen. Der Vorfall fällt nicht weiter auf, der Wirt stellt die Gläser auf ihren Platz zurück, trotz das Sittenmädchen reibt sich die Backe und verzieht sich. Der Harmonikaspieler spielt ein lustiges Liedel, und die ganze Gesellschaft singt mit Schwung und Gefühl und im Brustton tiefster Ueberzeugung das alte Kaschemmenlied:

„— — es gibt nichts Schöneres auf der Welt
als in Hamburg ein Mädel für Geld!" —

Idyll aus der Kaschemme — —

Raunet, Ihr Runen!

In der Sonntagsausgabe des „Lokal-Anzeiger" findet sich folgendes Inserat:

Raunet, Ihr Runen! Rufet die rechten
Streiter des Lichtes herbeit
Deutschnationale Männer und Frauen, die an der Rettung germanischen Volkes und Wesens mitarbeiten wollen, finden Aufnahme in deutsch-religiösen Orden (Loge z. h. G.), Blutsbekenntnis, Bild, Haarprobe und Lebenslauf unter obigen Runen an die Redaktion dieses Blattes.

Kommentar überflüssig.

Neu für Breslau!
Holländisch Bufett
! Der monbäne Barbetrieb !
Internationale Wein- u. Likörstuben
Künstlerkonzert
Fremdenzimmer! Sonnenstraße 33 Fremdenzimmer!

Ueberzeugung macht wahr!
Die höchsten Preise für
Gold-, Silber- u. Platin-Bruch
zahlt
Edelmetall-Einkaufshaus
„Rota"
Ring 50 (Trautnerhaus)
Fernsprecher Ring Nr. 10756
Fernsprecher Ring Nr. 10756

Nur
Viktoriastr. 75
(Laden an der Höfchenstr.)
ist, wie allgemein anerkannt, die Stelle, wo Sie tatsächlich die erdenkbar höchsten Preise erhalten. Ich pflege keine marktschreierische Reklame, sondern
Zahle für Gold- und Silber-
Bruch, ganze Gegenstände, Ketten, Ringe, Uhren, Tafelaufsätze, Silberkasten, Platin
über jeden Händler- und Konkurrenzpreis.
Brillanten und Perlen nach Auslandskurs.
Gebisse und einzelne Zähne
Double
E. G. Weimann
Händler Extra-Preise.
Einkauf 9—7 Uhr
Legitimation mitbringen
Legitimation mitbringen

Schmiedebrücke 43/45
Zahle noch nie dagewesene Preise für
Gold-, Silber-, Platin-Bruch
Zähne, Quecksilber sowie alle Arten von
Doublee, Tressen
Chlorgold, Chlorsilber, Platinchlorid.
E. Krezdorn & Co.
Schmiedebrücke 43-45
Im Hause der Viktoria-Versicherung
Geöffnet von 9—1/2 7 Uhr

Haring's Weinstuben
Schmiedebrücke, Ecke Messergasse
Breslau's bekanntestes Weinlokal
Dezente Abendmusik
Telefon Ring 2096
Vollständig renoviert.

Café Dessau
Dessauerstraße 2. Telefon R. 3554
Täglich Künstler-Trio
Kapelle Hentschel
Solides Familienlokal.

Engelhardt-Bierquelle
„Zum Ratsherrn"
Ring 5 Kurfürstenseite Tel. Ring 2502
Bier-, Wein- und Likörstuben
Gute Küche Gepflegte Getränke
Künstler-Konzert.

ATLANTIK
— Die elegante Bar —
Nur gute Getränke! — Beste Küche!
Künstler-Konzert!
Kapelle: Giselly
Weiße Chile 15
Lucia Nickel (früher Alhambra)

Dominikaner
Hört! Hört! Hört!
Noch nie dagewesen!
3 artist. Gesellschaften!
Tägl.: Grat. Familien-Vorst.

Brillanten
Gold u. Silber
kaufen zu höchsten Preisen
Platin
Fernsprecher Ring 6218

Unter neuer Leitung!
I. V.: Robert Hruschka
Langes Weinstuben
Junkernstr. 14, vis-à-vis Kölling
Dezente Abendmusik

Restaurant Matthias-Park
Moltkestraße 17. Telefon Ring 6218.
Mittagstisch von 12—3 Uhr
Gute Küche — Solide Preise
Jeden Sonntag ab 5 Uhr: KONZERT.
Vereinszimmer. Saal für Festlichkeiten.

Neu übernommen!
WERDERDIELE
DERTERASSE
intim — elegant
Werderstr. 1, an der Universität.
Herrlicher Oder-Ausblick!
Täglich: Künstler-Konzert
In der Diele: TANZ
Wein-Abteilung — Gute Küche
Solide Preise

KLOSTER-STÜBEL
Klosterstraße 20/22
Wein-, Bier-, Likör-Stuben
Gemütlicher, solider Aufenthalt
Frau Lucy Meinhardt Wwe.

Eisen und Metalle
Tuchabfälle, Staublumpen, Papier und Knochen kauft zu höchsten Tagespreisen
KURT SCHÄFER
Tannengasse 8 und Kohlenstr. 9

Groß-Breslau
Königstr. 1
Telefon Ring 4084
Das genügt!
Täglich: 5 Uhr Tee!

Zeltgarten-Variété
Breslauer Nationalkowski
Täglich 8 Uhr:
Breslaus größtes Sittenstück
T T T
Allabendlich:
Verkehrter Ball
im
Breslauer Trichter

Schweidnitzer Stadtgraben 9
Union-Weinhaus
Gute Küche
Dezente Musik
Inh. Willy Neumann

Burgfeld 2 Unruh's Burgfeld 2
gemütl. Alt-Breslau
Inflexiver Verkehr! Tägl. v. 11—1 Uhr inflexiver Verkehr!

Wein- u. Likör-Bar
„Tiefland"
Kl. Groschengasse 36, a. d. Schweidnitzer Str.
Vorzügl. Küche
Bestgepflegte Weine
Dezente Abendmusik
Inhaberin: Anna Paschel.

„Deutsche Krone"
am Freiburger Bahnhof.
Behaglich eingerichtete
Wein- u. Bierstuben.

Neu eröffnet!
Café Bar
„ASTORIA"
Neue Gasse 27
Elegant Dezent
Kapelle Großmann

Residenz-Café
am Tauentzienplatz
Vornehmstes u. schönstes Familienlokal
Täglich von 4 Uhr ab:
Konzerte

Theodor Stolle's Gesellschaftshaus
Breslau 24 — Gräbschener Strasse 252/58
Jeden Mittwoch:
Vornehmer Tanz.
Straßenbahnlinie 10 fährt bis vor die Tür.

PETER-DIELE
Promnitzstr. 51 am Schlachthof-Straßenbahnlinie 3u6
T. Ring 6005
Täglich Konzert.
Gute Küche bis 1 Uhr nachts

PICCADILLY
Kronprinzenstrasse 47
Die Perle des Südens!

Neu eröffnet!
Konditorei u. Café
Odertor
Roßplatz 10 am Kleinbahnhof
Solides Familienlokal
Gutgepflegte Biere und Weine
Gute Küche

Bischofstr. Geöffnet v. 12—3 Uhr Bischofstr.
Bürgerstüb'l
Anerk. gute Küche. — Gepflegte Biere.
Ab 7 Uhr abds.: Dezente Musik. — Tel. Ring 10194.

Geschlechts-, Harnröhren- u. Hautkranke
finden schnellste, sichere u. schmerzlose Behandlg. ohne Berufsstörung unter Verschwiegenheit im Sozialt-Heilinstitut Joschke, Breslau 2, Heinstraße 72, II. Telefon Ohle 1924
Sprechstunden: 9—12 vorm., 1/2 3—7 nachm. Sonn- und Feiertags 9—1 Uhr vorm.

Rüdesheimer Wein- u. Bierhaus
Dezente Musik
Weine nur erste Firmen
Pt. Küche
Inh.: Herm. Engel, Freiburgerstr. 38

Herausgeber und Chefredakteur: Erich Golland-Breslau. Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Max Gruschwitz-Breslau.
Verlag: Erich Golland-Breslau. Redaktion und Expedition: Garnstraße 10. Kontinuationsdruck: Leopold Freund, Breslau 1, Herrenstraße 20/30.